



Inhalt: Auf der Bühne. Künstler-Novelle von A. Forstenheim. (Fortsetzung), mit Illustration. — Eine Opernprobe in Versailles. Gemälde von Louis Jimenez. — Aus dem alten Hannover. I. Von H. Bogt. — An eine Mutter, die auch weint. Nach de a Französischen von Nina Gühner. — Themistokles von Gedenbrecher (mit Porträt). — Die Tänzerin. Von Bernhard Hoff. — Auf der Höhe von Bergen. Originalzeichnung von Themistokles von Gedenbrecher. — Tierstimmen. Von v. B. L. — Dilettanten-Arbeiten. Von Anna v. Parpart (mit Abbildung). — Über Erkältung und deren Verhütung. Von Dr. P. R. Koch. — Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „März“. — Von den Schneefen und Befassenen. — Für deutsche Lehrerinnen. — Buntes Allerlei.

Auf der Bühne.

Künstler-Novelle von A. Forstenheim.

Nachdruck verboten.

2. Fortsetzung.

Als Dr. Ordelius an jenem Abende seine Stammkneipe betrat, machte er zum erstenmale die Entdeckung, daß die Luft dort, dieses Gemisch von Speisengeruch und Tabaksqualm, unerträglich sei. Er geriet in die übelste Laune, die ihn auch den ganzen Abend nicht mehr verlassen wollte. Doch nicht nur die Luft und die Hitze fand er widerwärtig, auch die Witze seiner Tafelrunde däuchten

ihn plötzlich überaus platt und frivol; die Stimmen der bärtigen Kumpane peinlich schnarrend, ihre Unterhaltung leer und lärmend.

Liddy's melodisches Geflüster, das ihm noch im Ohre klang, der Beilchenduft, der ihren Kleidern entströmte, verfolgten ihn — ließen ihn unbewußt Vergleiche anstellen und weckten Empfindungen und Gedanken in ihm, die ihn

ärgerten und die er doch nicht zu ver scheuchen vermochte. Mitten unter den Kneipgenossen kam ihm immer wieder die Idee, wie viel schöner es jetzt wäre, mit dem holden Geschöpfe im eleganten Restaurant bei Sacher, in einem „Cabinet separé“ zu sitzen, aus kristallinen Spitzgläsern Champagner zu schlürfen und dazwischen ihre roten Lippen zu küssen. Genau, wie in den häßlichen französischen Boulevardstücken, die er in seinen



Eine Opernprobe in Versailles.  
Gemälde von Louis Jimenez.

Theaterberichten so unbarmherzig herunterzureißen, zu verdammen pflegte; deren Überzeugung und Ausführung er wie die Einführung einer gefährlichen Seelenepidemie brandmarkte. „Ja, ja, Freund, grau ist alle Theorie. Wir Deutsche sind zu viel Theoretiker, darum giebt es so viele Sonderlinge unter uns, im Leben und in der Kunst. Die Franzosen sind vorwiegend Praktiker, deshalb denken sie auch allgemeingiltig, und wie sehr wir uns auch dagegen wehren, wir kommen am Ende doch zu ihrer Schlussfolgerung,“ philosophierte er vor sich hin, doch im selben Augenblicke schauderte er auch zusammen. Wo hatte ihn seine erglühte Phantasie hingeführt? Wäre er wirklich niedrig, das süße, kindlich reine Wesen, das sich ihm hilfesuchend genähert hatte, in den Pfuhl zu stoßen, der Genuß heißt und Verderben birgt? Nein, nein, nie! Sie hatte sich im Vertrauen auf seinen ehrenvollen Charakter an ihn gewendet und durfte darin nicht getäuscht werden; die liebliche Blume, die sich hart an dem Abgrunde des Lasters, auf dem schlüpfrigen Boden der Kunst, vor dem Falle bewahrt hatte, sollte nicht von ihm den letzten Stoß empfangen, auch nicht ahnen, welche Regungen sie in ihm erweckt. Als Bittende war sie zu ihm gekommen, er wollte ihr nur sein, was sie selbst begehrt: ein wohlwollender Beurteiler — ein ehrlicher Berater — ein treuer, selbstloser Freund.

An allen Gliedern zitternd, atemlos von dem raschen Gange und dem hastigen Emporklimmen der vier Stockwerke, war Liddy in ihrer Wohnung angelangt. Sie hatte vorher zu Mme. della Duca gehen und ihr das Ergebnis ihres sauren Bittganges mitteilen sollen, doch das war ja nach ihrem verrückten Benehmen und der tollen Flucht gar nicht möglich. Wenn Ordelius noch im Zweifel gewesen wäre, jetzt mußte er es ganz genau, daß kein Atom einer Schauspielerin in ihr steckte. Statt sich vor dem Kritiker ein wenig Ansehen zu geben, hatte sie ihm ihren ganzen innern Jammer enthüllt, sich eben so haltlos, als jämmerlich vor ihm gezeigt. Was er nun über sie denken und darnach schreiben mochte, werde die Professorin noch früh genug erfahren; es war zu viel verlangt, daß sie selbst die Verkünderin ihrer Schmach sein sollte. Vor allem aber nur erst ein paar Stunden Sammlung, bis sich ihre Aufregung legte und ihr selbst klar wurde, was sie zunächst thun oder lassen sollte. Sie schob den Kiesel vor ihre Zimmerthür, kauerte sich auf ihr Sofa, vergrub den Kopf in die Kissen und suchte so durch die tiefste äußere Ruhe ihre innere stürmische Bewegung zu bekämpfen.

Ihre Gedanken wogten wild durcheinander. Sie hätte selig aufjubeln und zugleich sterben mögen — doch der Schmerz gewann die Oberhand. Ihr Herz wurde von einem unentbehrlichen Drucke zusammengeschnürt und aller Jammer ihres vereinsamten Lebens stieg vor ihr auf. Von den jahrelangen aufreibenden Kämpfen nach innen und außen, mit Mme. della Duca und ihrer eigenen unzureichenden Begabung bis zur Dual ihres ersten öffentlichen Auftretens und — der bösen Kritik. . . Weiter kam sie nicht; ein heftiger Weinkampf überfiel sie. Wie lange sie so fortgeschluchzt hatte, wußte sie nicht, doch statt Erleichterung durch die Thränen zu finden, hatten diese ihrem seelischen Leiden noch einen heftigen Kopfschmerz hinzugefügt. Sie schloß die Augen und drückte ihre eiskalten Hände an die fieberisch pochenden Schläfen. Nach und nach wich die trostlose Finsternis in ihr und um sie her. Ihre Kunstbestrebungen waren dem Traumbewußtsein entschwinden. Sie sah sich wieder unter dem friedlichen Dache des Vaterhauses, in dem trauten Kreise guter einfacher Menschen, in dem sie ihre Jugend verbracht hatte, selbst das glückliche harmlose Kind von einst. Es war Sonntagmorgen, neben ihr stand der alte Schulmeister, im Begriffe zur Kirche zu gehen, wie sie selbst. Da geschah aber zuvor gar Wunderbares. Das alte Schulmeisterlein reckte und streckte sich, bis er eine stattliche Größe erreicht hatte; dann nahm er die häßliche runzelige Maske ab, warf die graue Berrücke weit von sich und nun war er Dr. Ordelius geworden. Sie fand diese fröhliche Maskerade entzückend. Als sie darauf mitsammen in die Kirche gingen und Liddy wieder ihren Platz auf dem Chore einnahm und Ordelius auf der Orgel zu präluieren anhub, da konnten die Engel nicht schöner singen, als sie in der Kirche sang. Alle Mängel ihrer Stimme waren geschwunden, das drückende Gefühl der Angst und Unzulänglichkeit vorbei. Leicht und frei wie die Nachtigall jubelte sie die herrlichsten Töne, Flüsse und Triller hinaus. Nachdem der Gottesdienst vorüber war und ihre Seele sich so im Tau der Erhebung gesund gebadet, ging es fröhlich in Wald und Feld hinaus. Die Sonne leuchtete, die Vögelein zwitscherten, Myriaden Blumen blühten und dufteten

um sie her, und mitten in diesem Feiertage der Schöpfung wandelte sie Hand in Hand mit Ordelius dahin. Dabei senkten sich seine Augen gar tief in die ihren und sein Mund sprach so herrliche Worte voll hohen Geistes und inniger Empfindung, daß ihr das Herz höher schlug und es auch in ihrem Innern so warm und hell wurde wie in der Welt um sie. Plötzlich hörte sie dumpfes Donnerrollen, schlug erschrocken die Augen auf und war erwacht. Ein Brief wurde oben zwischen Thür und Schwelle hereingeschoben. Das Hausmädchen hatte mehrere Male an die Thüre geklopft, und als das Fräulein nicht öffnete, zu dem gewöhnlichen Auskunftsmittel gegriffen. Liddy sprang mit beiden Füßen zugleich vom Sofa herab. Ein Frösteln durchlief ihre Gestalt, alle Glieder schmerzten ihr, sie hatte die ganze Nacht, von bleisüßem Schlafe umfangen, in den Kleidern zugebracht. Vor ihr am Boden lag der Brief, die Adresse nach oben gekehrt; starke, männliche Schriftzüge. Liddy, den Blick starr darauf gerichtet, empfand eine Scheu, ihn zu berühren, als wäre er mit Dynamit gefüllt. Schlaf und Wachen, Erlebtes und Erträumtes mengte sich durcheinander und verwirrte sie. Daß der Brief von Ordelius herrührte, war sie überzeugt. Was konnte er ihr mitteilen? Sicher nur Böses. Durch ihre Angst und Zerknirschung war wohl sein Mitleid erregt und er hatte es nicht über sich bringen können, ihr mündlich all das Unangenehme zu wiederholen, das er zum Teil schon in der Zeitungsbesprechung über sie gesagt, im übrigen sich dachte. Nun schrieb er es ihr, um sie für immer los zu werden. Plötzlich suchte sie Mut zu fassen, bückte sich rasch, hob das Schreiben auf und erbrach es. Ein Seufzer der Erleichterung glitt über ihre Lippen. Die Zuschrift war von dem gefürchteten Kritiker, enthielt aber durchaus nichts Verlegendes. Ihr unbegreifliches Benehmen, würdig eines „Gänschen von Buchenau“, schien den guten Mann gerührt, ihm eine Art väterliches Wohlwollen für sie eingelöst zu haben. Er schrieb:

„Mein geehrtes Fräulein! Ich habe Ihr Ansuchen noch nachträglich in Erwägung gezogen und bin zu dem Ergebnis gekommen, daß Ihnen mit einer Besprechung der Vorstellung kaum gebient sein dürfte. Bedenken Sie, daß der Kritiker weder die Kunstleistung, noch die Meinung des Publikums selbst hervorbringt, daß er nur eine Art lebendiges Telephon ist, welches das Gesehene und Gehörte wahrheitsgetreu wiedergeben muß; wenn also diese nicht günstig wären, könnte es mit dem besten Willen auch das Referat darüber nicht sein. Doch erschrecken Sie nicht. Ich will mein Wort nicht zurücknehmen, sondern Ihnen vielmehr in Ergänzung desselben einen Vorschlag machen. Mme. della Duca ist gewiß eine treffliche Gesangslehrerin, nur dünkt mir ihre Methode ein wenig schablonenhaft. Die „Della-Duca-Schule“ hat sich nachgerade zu einer Sängerrinnenfabrik herausgebildet. Im Durchschnitt ist ja diese scharfe Dressur auch ganz gut und liefert recht brauchbares Opernmaterial; ab und zu giebt es aber doch Talente, die von solchem corporalmäßigen Einereizieren tief geschädigt werden. Zu diesen sensiblen Naturen, die eine durchaus individuell eingehende Behandlung erfordern, scheinen Sie, mein Fräulein, zu gehören, wenn ich nach dem flüchtigen Einblicke urteilen darf, den mir unser gestriges Gespräch in Ihr Seelenleben gestattete. Mein vieljähriger Beruf als Musikreferent hat mir so manche künstlerische Erfahrung gegeben, würden Sie mir wohl erlauben, diese einmal praktisch zu verwerten? Sie, statt bei Ihrem

öffentlichen Auftreten, vor demselben zu hören; Ihnen einen Rat, einen Wink zu geben, so lange dies noch unter vier Augen geschehen kann; einen Fehler zu rügen, bevor er noch an die große Glocke gehängt wurde? Mit einem Worte, ehe ich das Schreckensamt des Richters Ihnen gegenüber antrete, wünsche ich, Ihr Lehrer zu sein, der Sie vor dem Steine des Anstoßes warnt, ihn hinwegzuräumen sucht, bevor sie darüber straucheln. Sind Sie Ihrer Sache sicher, so wird auch das krankhafte Bangen weichen, das Sie jetzt jedesmal beim Auftreten überfällt und lähmt.

Sollten Sie mein Anerbieten kühn, beleidigend, oder sonst aus irgend einem Grunde unzulässig finden, bitte ich Sie, mir dies ganz unverblümt mitzuteilen. Erhalte ich bis morgen Mittag keine Nachricht von Ihnen, so stellt sich zur ersten Gesangsstunde ein

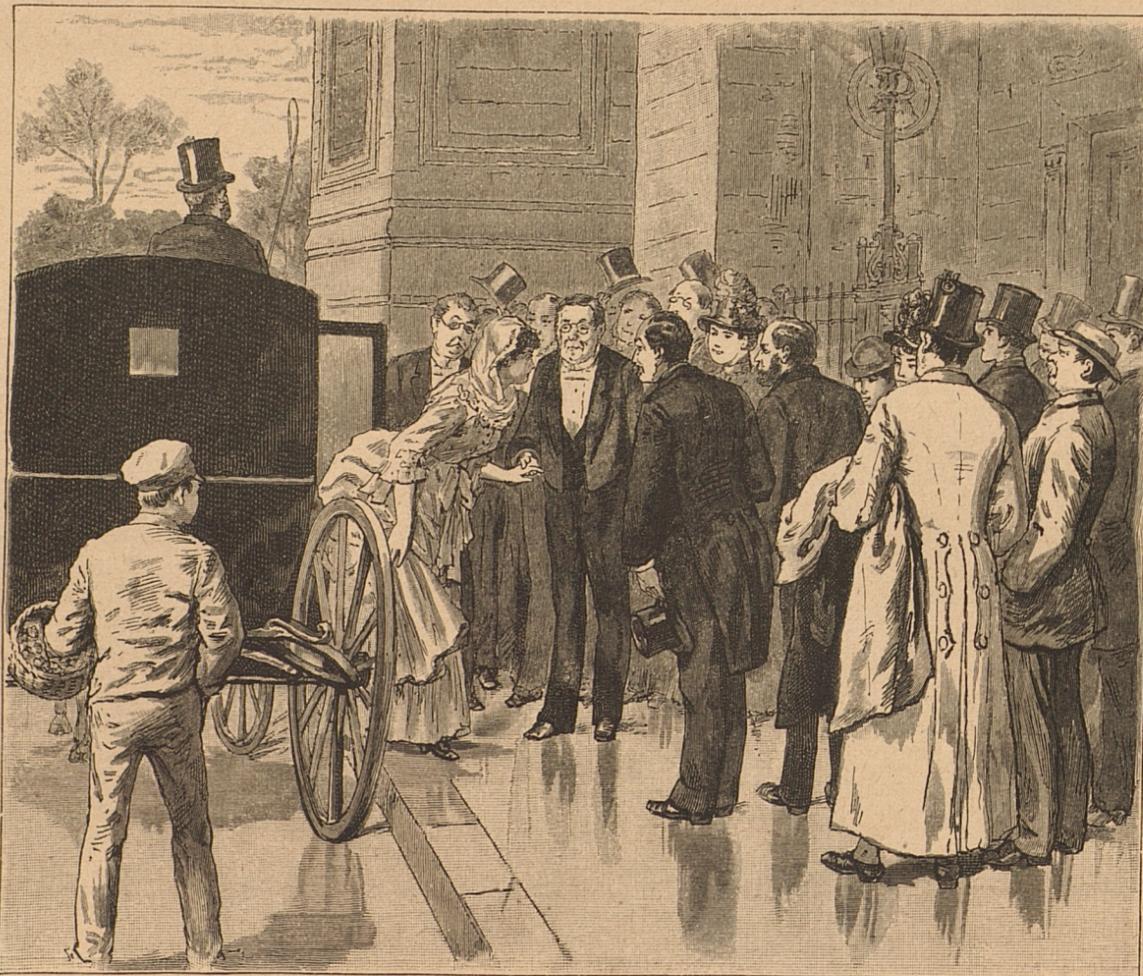
Ihr ganz ergebener

Ordelius.

Liddy hätte aus voller Brust aufjubeln mögen; ja sie that es sogar, warf den verheißungsvollen Brief mit einem lauten Jauchzer bis an die Zimmerdecke empor, fing ihn wieder auf und drückte dann einen heißen Kuß darauf. Doch sie war zuviel Kulturmenschen, um lange ungetrübt glücklich sein zu können. Eine Menge beängstigender Zweifel stiegen in ihr auf. Sie hatte sich zum Grundsatz gemacht, nie einem Manne den Besuch in ihrer Manfarde zu gestatten, und nun sollte sie eine Ausnahme machen für den einzigen, dessen Name schon genügte, sie in stürmische Aufregung zu versetzen, ihr das Blut heiß in die Wangen zu treiben. Wozu konnte das führen? Sie stand allein in der Welt, mußte für sich selbst denken und sorgen. Hatte sie nicht an dem vorhandenen Kummer genug, sollte sie noch einen neuen über sich heraufbeschwören? Nein, nein! Wer sich in Gefahr begiebt, kommt darin um. Sie warf einige Zeilen auf ein Blatt Papier, hielt aber dann mitten im Schreiben inne und begann wieder sinnend im Zimmer auf und ab zu gehen. Wenn er doch Recht hätte? Wenn nicht die Mängel ihres Talent, sondern die Methode der della Duca an ihrem Mißgeschick schuld trüge? War es dann nicht ihre erste Pflicht, alle Bedenken über Bord zu werfen und nach der Rettung zu greifen, die sich ihr darbot? Allerdings werde Mme. della Duca, an die sie hundertfach gebunden war, und die sie nicht so ohne weiteres abschütteln konnte, diesen Eingriff in ihr Gebiet nicht allein übel nehmen, sondern sogar kurzweg verbieten. Sie hätte Ordelius ganz geheim empfangen müssen. Wohl unternahm ihre Kolleginnen auch eine Menge Dinge hinter dem Rücken der Lehrerin, welche diese entschieden nicht erlaubt haben würde, doch Liddy widerie Betrug an, und als ein solcher erschien ihr jede Sache, die verheimlicht werden mußte. Nein, offen und ehrlich, oder gar nicht. Überdies mußte sie ja der Professorin unter allen Umständen von dem Resultate ihres Besuches Bericht erstatten. Sie machte sich zum Ausgehen fertig und that in ihrer Aufregung das Dümme und Schlimmste, was man thun konnte; sie brachte den Brief, der im Vertrauen an sie gerichtet war, dessen wörtlicher Inhalt ihr in dem Aufruhr ihrer Gefühle ganz entgangen war, zu Mme. della Duca. Von ihrem Auspruche darüber wollte Liddy ihren Entschluß abhängig machen.

Die Dame überflog das Blatt, richtete dann einen prüfenden Blick auf das junge Mädchen, dessen Zerstretheit sie kannte, und als sie sah, daß Liddy mit betrübter Miene, tiefsinnig vor sich niederjah, da zuckte in den harten, stahlgrauen Augen der Professorin ein böshafter Blitz auf und ihre schmalen Lippen verzogen sich zu einem höhnischen Lächeln. Was suchst du sonst so fühlen und klugen Kritiker an? Da hatte ihm sein berühmter „Idealismus“ einen schönen Streich gespielt. Ordelius, der stets den Menschen und den Künstler so scharf auseinanderzuhalten wußte, hatte sich von dieser „poetischen Seele“ schmählich überrumpeln lassen. Die Methode der della Duca nannte er „Schablone“, ihre Schule „Fabrik“. Nur zu! Mochte er doch seine Kunst an Liddy erproben und sich gründlich blamieren. Sie gönnte es dem Verhassten vom Herzen.

Von da an gab es in Wien einen Gesanglehrer mehr: Dr. Wolfgang Ordelius. Er befaß allerdings nur eine Schülerin, Liddy Kramer; dieser aber widmete er sich mit um so größerem Eifer. Er brachte täglich stundenlang bei ihr zu; nahm jede Rolle mit ihr durch und darin wieder jede einzelne Scene, jeden Ton von Bedeutung. Mit dem Eintritte ihres neuen Lehrers schien es Liddy, als hätte der heilige Genius der Kunst selbst seinen Fittig über das ärmliche Gemach gebreitet. Wie neue Offenbarungen traten ihr die altbekannten hehren



Schon auf dem Bahnhof empfing sie eine Anzahl eleganter Herren. (Seite 95.)

Meisterwerke der Musik entgegen. Er ließ sie die interessantesten Lichtblicke in die geheimnisvollen Tiefen der Harmonielehre thun; lehrte sie Effekte, an die sie früher nie gedacht hatte, zeigte ihr, wie die Patti, die Nilson, die Alboni diese oder jene Stelle aufgefaßt hatten, und dies alles in so geistreicher, feinfühligster Weise, daß sie von einer innern Wärme, einer Begeisterung erfüllt wurde, die sie alle Schwierigkeiten spielend überwinden ließ. Hatte sie ihre Solopartien zu seiner Zufriedenheit durchgeführt, dann sang er die Duetten mit ihr zusammen, als hätte seine starke Seele ihr zaghaftes Gemüt getragen und gegen jeden Unfall feien wollen. Wenn dann ihre Stimmen vereint hinaus schluchzten und jubelten, in den Liebesscenen ihre eigene verborgene, glühende Empfindung zum Ausdruck kam und sie, nach erträumtem Glück und Leid, ihre erduldeten Martern mächtig austönen ließen, um endlich eines grausamen Todes miteinander zu sterben, wie es in der Partitur vorgeschrieben war, da fühlten sich beide wunderbar ergriffen und so in allen Tiefen erregt, daß Ordelius überzeugt war, Viddy brauche jetzt nur aufzutreten, um auch das Publikum in gleicher Weise mit sich fortzureißen.

So sollte denn nun das Probegastspiel in Graz stattfinden. Ordelius befiel sich vor, das Auftreten Viddys dort selbst vorzubereiten. Klappern gehört zum Handwerk. Eine angehende „Diva“ durfte nicht wie ein vacirendes Kammerfräulein reisen. Er bestimmte Mme. della Duca, mitzukommen, da er sie doch nicht allein begleiten könne, und bestellte in dem ersten Gasthose der Stadt eine elegante Wohnung im ersten Stockwerk. Dann schrieb er an die Fachkollegen der verschiedenen Zeitungen in Graz, an den Theaterdirektor und einige hochstehende Persönlichkeiten, die er kannte, um ihnen seine Ankunft mit Viddy und Mme. della Duca anzuzeigen und sie zugleich in passenden Worten auf die junge Sängerin günstig vorzubereiten.

Als sie in Graz eintrafen, zeigte es sich denn auch, was der Einfluß einer Persönlichkeit, wie Ordelius, vermochte. Schon auf dem Bahnhofe empfing sie eine Anzahl eleganter Herren, Journalisten, Kollegen vom Theater und junge Kavaliere, welche gekommen waren, die Gäste aus Wien zu begrüßen und die schöne „Freundin“ des Dr. Ordelius, wie sie Viddy unter sich kurzweg nannten, ihrer dienstfertigen Ergebenheit zu versichern. Die Zimmer im Gasthose fanden sich mit den kostbarsten Blumen geschmückt; der Direktor des Theaters hatte den „Herrschaffen“ eine Loge ersten Ranges für die Zeit ihres Aufenthaltes zur Verfügung gestellt; der Höchstkommmandierende, Graf K., sowohl wie der Statthalter, beide künftigen Wiener Kavaliere, hatten Einladungen zu verschiedenen Festlichkeiten übersendet; ein Herrenkomitee erschien mit der Bitte, Viddy möge nach ihrem Gastspiele in einer Wohltätigkeits-Vorstellung mitwirken, und auf dem Salonische fanden sich nicht allein schon eine Menge Karten zu Bällen, Dinern und anderen Vergnügungen von den Notabilitäten der Stadt, es verging auch keine Viertelstunde ohne neue Besuche und Einladungen.

Viddy, zuerst geschmeichelt und erfreut, wurde nach und nach wirr und müde von den ungewohnten Aufmerksamkeiten, die von allen Seiten auf sie einstürmten, und überließ es völlig Mme. della Duca und Ordelius, über sie zu verfügen, die gebotenen Festlichkeiten anzunehmen oder abzulehnen.

Die Professorin machte ein bedenkliches Gesicht, meinte, Viddy solle alles ausnahmslos zurückweisen, sich bis zur Vorstellung völlig ausruhen, der Pflege ihrer Kehle widmen, deren launenhafte Reizbarkeit sie ja schon so oft genug qualvoll erfahren habe. Selbstverständlich werde sie ihrer Schülerin Gesellschaft leisten, doch dem Herrn Doktor, oder vielmehr seinem Vergnügen, stehe nichts im Wege. Davon aber mochte Ordelius nichts hören und wurde ganz wild. Madam wisse doch sehr wohl, daß er nicht einmal in Wien dazu zu bringen sei, Gesellschaften zu besuchen, und nun gar in Graz, wo er die ganze Komödie nur inszeniert habe, um Viddy zu puffieren, ihr Freunde für ihr erstes Auftreten zu erwerben. Überdies sei er der Ansicht, daß Viddys stimmliche Unfälle nicht in körperlicher Übermüdung, sondern in seelischer Aufregung begründet seien. Diese aber steigere sich, je mehr man sie in die Einsamkeit banne, ihr Zeit und Gelegenheit lasse, über sich selbst zu grübeln. Das junge Mädchen sei eben eine echte Künstlernatur, die nicht gequält und gedrückt werden dürfe, die im Gegenteile äußere Anregung, das Weltleben brauche, um den nötigen Schwung zu erhalten, sich frei und voll entfalten zu können.

Wieder leuchtete einer jener unheimlichen Blitze in Mme. della Ducas Auge auf, wieder verzog sich ihr Mund sekundenlang zu spöttischem Lächeln, doch sofort schlug sie die Augen wieder nieder, nahm eine demütige Miene an, kreuzte die Arme über die Brust und verbeugte sich, Sklavenart parodierend, vor Ordelius, zum Zeichen, daß sein Wille ihr Befehl sei. (Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

### Aus dem alten Hannover.

Von H. Vogt.

#### I. Anfänge.

An einem Frühlingstage des Jahres 1853 sah ich, ein frischer fröhlicher Junge von siebzehn Jahren, der eben glimpflich die Abgangsprüfung aus dem Kadettenhause bestanden hatte und als Portepeeführer dem dritten leichten Bataillon zugeteilt war, meine nunmehrige Garnison, das freundliche Münden, zum erstenmale. Man mußte die Reise von der Landeshauptstadt nach dem südlichen Zipfel des damaligen Königreichs Hannover zu jener Zeit noch in dem unförmlichen

Postwagen zurücklegen, der zum Unterschiede von der preussischen gelben Gefährtin ähnlicher Art eine schmutzig grüne Farbe trug, während die Postillone und unteren Postbeamten in ihren scharlachroten Uniformen gewissermaßen den letzten Anklang an den früheren staatlichen Zusammenhang des Landes mit dem britischen Reiche bildeten.

Nach guter alter Sitte hatte ich die Fahrt wiederholt unterbrechen müssen, um in den berührten kleinen Städten mich Verwandten und Freunden meines elterlichen Hauses in der neuen Uniform zu zeigen, in der ich mich unendlich schön fand. In der That bildete der einfach schwarzgrüne Waffenrock mit den Silberknöpfen und dem Besatz von schwarzem Sammet an Kragen und Aufschlägen eine in hohem Grade kleidsame militärische Tracht. Auf diese Weise war ich auf der jetzt wenige Stunden währenden Fahrt von Hannover nach Münden drei Tage unterwegs gewesen und kam mir nach der freundlichen Aufnahme, die ich unterwegs überall gefunden, einigermaßen verlassen vor, als der Postwagen vor dem „Gasthose zur goldenen Krone“ hielt, und niemand sich um mich bekümmerte, mit alleiniger Ausnahme des dicken Oberkellners „Schorsch“, der mir ein Zimmer anwies.

Ich hatte Zeit, mir den Ort anzusehen, in welchem ich die ersten Schritte in das Leben mit seinen berausenden Träumen, seinen ehrgeizigen Hoffnungen, seinen stolzen Plänen und — zahlreichen Enttäuschungen wagen sollte. So pilgerte ich denn die breite Hauptstraße hinab und über den geräumigen Kirchplatz fort; wanderte an den Ufern von Werra und Fulda dahin bis zum Punkte, wo die Fluten beider zur Weiser sich mischen; und erstieg auch eine der mit herrlichem Laubwalde bedeckten Höhen, die dicht an der Grenze des Weichbildes sich erheben und Münden in einen engen Thalfessel einschließen, auf dessen Sohle die drei Gewässer friedlich dahinfließen, den umgebenden Bergwall in ihrem Laufe durchbrechend. Ein reizvolles Landschaftsbild.

Am Vormittage nach meiner Ankunft machte ich die vorgeschriebene Meldung beim Bataillons-Commandeur. Oberst Thorbeck hatte seine militärische Laufbahn in der Garde du Corps des westfälischen Königs „Morgen wieder lustig“ begonnen und war nach seiner äußeren Erscheinung wie nach seiner Lebensanschauung ein Mann aus der alten Schule; von rauhen Worten und gefürchteter Strenge im Dienst, aber ein gerechter und wohlwollender Vorgesetzter und ein tüchtiger Draufgänger, von dessen Kaltblütigkeit und unerwiderter Ruhe im Feuer während der schleswighischen Feldzüge die Kameraden schier Unglaubliches zu erzählen wußten. Der Oberst genoß deshalb die vollste Achtung, aber er stand dem Leben im Offiziercorps ziemlich fern und bekümmerte sich außer Dienst wenig um den Einzelnen.

Anderer der Chef der zweiten Compagnie, welcher ich überwiesen wurde. Hauptmann v. d. Knebeck war nicht mehr jung, wie das bei dem langsamen Avancement in der kleinen Armee nicht anders möglich, aber er hatte sich eine große Frische des Geistes und Körpers bewahrt. Dem Vorbilde und den Lehren dieses in jeder Hinsicht ausgezeichneten Offiziers habe ich es in erster Linie zu danken, wenn ich später ein leidlich brauchbarer Soldat geworden bin. Feinlich und genau in allen die Compagnie betreffenden Angelegenheiten bis zu den geringfügigsten Einzelheiten hinab, hatte mein Hauptmann doch über der langjährigen aufreibenden Thätigkeit des täglichen Frontdienstes den klaren Blick für größere Verhältnisse nicht verloren und wußte durch sachgemäße Belehrung dem Jüngeren den Gesichtskreis zu erweitern. Andererseits gewährte der häufige Verkehr in des Hauptmanns gastreichem Hause, dem die noch immer schöne und lebenswürdige Gattin, eine Dame in des Wortes bester Bedeutung, mit matronenhafter Würde vorstand, dem unerfahrenen jungen Manne den angenehmen gesellschaftlichen Halt, und die gewöhnlich auf der Parade gegebene Einladung: Wollen Sie heute Abend eine Tasse Thee bei uns trinken? fand stets die freudigste Annahme.

Übrigens öffnete nicht nur mein Hauptmann sein Haus den jungen Kameraden zu einfach ungezwungenem Verkehr. Die meisten verheirateten Offiziere, welche weder Lust hatten, noch in der Lage waren, eine glänzende Repräsentation zu üben, sahen es gern, wenn man sich gelegentlich zur Theestunde bei ihnen einfand. Diese reizende Sitte des „offenen Hauses“ für gute Freunde war über ganz Hannover verbreitet. Dagegen kannte man die sogenannten „Kommittées“, welche der Hausfrau viel Arbeit und Mühe verursachen, ohne doch eine rechte Befriedigung innerhalb der gelabenden Gesellschaft hervorzurufen, eigentlich nur dem Namen nach. Höchstens gab der Commandeur oder eine andere „Spitze“ ab und zu eine „offizielle Abfütterung“ in Form eines Herrendinners. Wer von den Unverheirateten als härtebeiziger alter Junggeselle das nicht mochte, der ging in den Klub. Für die anderen aber gestaltete sich der regelmäßige Besuch gebildeter Familien, der tägliche Umgang mit Damen zu einem fast unentbehrlichen Genuß, und war zugleich von den wohlthätigsten Folgen für die Sicherheit des gesellschaftlichen Auftretens wie für den herrschenden Ton überhaupt begleitet.

Auch in den eingeborenen Familien machte sich eine breite bürgerliche Behaglichkeit geltend und selbst für größere Geselligkeit war gesorgt. Die Klubgesellschaft, innerhalb deren Beamte, Offiziere und die besseren Bürgerfamilien im vollkommensten Einvernehmen mit einander verkehrten, besaß von Alters her ein eigenes Haus an der Werra, des hübschen Ausblicks auf die hochbogige Brücke und die gegenüberliegende Bergwand wegen „Sydekum“ — Sieh dich um — genannt. Im ersten Stockwerke befanden sich die täglich besuchten Rauch-, Les- und Spielzimmer. Das Bier war damals in Norddeutschland noch nicht salonsfähig; Bierstuben gab es so gut wie gar nicht, und die Herren brachten deshalb ihre Erholungsstunden im Klub zu, der in allen kleineren Städten eine Hauptrolle spielte. Das obere Stockwerk des Sydekum war für größere gesellige Vereinigungen bestimmt, und dort kamen die Damen zu ihrem Recht. Der große, einfach, aber geschmackvoll ausgestattete Tanzsaal mit den ausreichenden Nebengelassen und den hochgelegenen Logen hätte auch größeren Ansprüchen genügt, die die vergnügte Gesellschaft zu stellen gewillt war, die sich hier nach den Klängen der Jägermusik im Kreise drehte. Alljährlich hielt man einige große Bälle ab, aber die größte Anziehungskraft übten die Tanztrünzchen aus, die sich in diesen freundlichen Räumen jahraus jahrein alle vierzehn Tage wiederholten. Die Väter ließen sich an solchen Abenden nicht vom L'hombretisch abhalten, die Mütter waren meist mit einer Handarbeit beschäftigt, die Töchter erschienen im

einfach duftigen Mullkleide mit einer natürlichen Blume als einzigem Schmuck — und waren gerade in dieser Einfachheit doppelt lieblich und schön. Wenn das unsere jungen Mädchen doch nur immer begreifen wollten!

Bei diesen Gelegenheiten herrschte stets die fröhlichste, wenn auch von den besten gesellschaftlichen Formen gezügelte Lust, und der Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern entwickelte sich natürlich und harmlos. Sekondelieutenants, und sie bildeten die Mehrzahl der tanzlustigen Männerwelt, waren ja ungefährlich, denn sie durften überhaupt nicht heiraten! Aber zu tanzen verstanden wir, daß es eine wahre Freude war.

Der Dienst, wenn auch mit großem Ernste gehandhabt, ließ dem hannoverschen Offizier in Folge der eigenartigen Organisation der Armee viel freie Zeit und überlastete ihn auch körperlich keineswegs. Dennoch war der rasch in die Höhe geschossene Bursche den Anstrengungen des Felddienstes in den Bergen nicht gewachsen. Ich zog mir kurze Zeit nach meinem Eintreffen bei der Truppe eine schwere Erkrankung zu, die mich auf Wochen darniederwarf. Ich habe dieser kleinen Episode hier nur gedacht, weil sie meine kleine Person in den Mittelpunkt des Interesses rückte und zahlreiche freundliche Beziehungen für mich im Gefolge hatte. Man brachte mir von allen Seiten herzliche Teilnahme entgegen. Die Offiziere besuchten mein Krankenzimmer fast täglich, und auch die Geselligkeit ließ es an gütigen Zeichen der Mitempfindung nicht fehlen. Als ich dann auf dem Wege der Besserung mich befand, da wetteiferten die Damen vollends, durch selbstbereitete Spenden von Erfrischungen und Stärkungsmitteln mir die Entbehnung der liebenden Mutterhand weniger fühlbar zu machen. Durch das Samariterwerk, das sie an dem Vereinfachten gethan, meinte die Damenwelt dann aber auch ein gewisses mütterliches Anrecht auf mich erworben zu haben. Der „Fährich“ gehörte von nun an vieler Orten halb zur Familie und ließ sich den Ton leichter Vertraulichkeit gern gefallen, den einzelne schöne und geistvolle Frauen und Mädchen auch dem späteren Lieutenant gegenüber — glücklich der Tag, an dem ich zuerst die blinkenden Epaulettes tragen durfte — beibehielten. Das waren die herrlichsten Zeiten meines vielbewegten Lebens, jene Jahre im trauten Münden!

An äußerer Anregung gebrach es ebenfalls nicht. Sie wurde geboten durch die Jagd im hohen Wald und durch die Beziehungen zu den Eisenbahningenieuren. In der ersten Hälfte der fünfziger Jahre ward der Schienenweg von Hannover nach Kassel geführt, dessen Bau durch unsere Berge manchen Schwierigkeiten begegnete. Die Tunnel und Brücken, welche dort entstanden, sind von der heutigen Technik natürlich längst überholt, aber diese Bauwerke dünkten uns damals bedeutungsvoll genug, um ihrer Entstehung mit Aufmerksamkeit zu folgen. Die zahlreichen, zumteil hochgebildeten Ingenieure hatten auch stets ein offenes Ohr für unsere Fragen und Wünsche, sie boten zahlreiche Anknüpfungspunkte zu fesselnden Gesprächen über Kunst und Wissenschaft, und stellten dann auch gern wieder ihre Geschicklichkeiten und Kenntnisse in den Dienst fröhlicher Geselligkeit. Mit ihrer Hilfe ward im Syndekum eine kleine stehende Liebhaberbühne aufgeschlagen; Vorhang und Coulissen bastelten und webten wir selbst zusammen, und das Vergnügen der Tanztrünzchen ward dann für längere Zeit erhöht durch die regelmäßige Aufführung kleiner Lustspiele, an die wir uns heranwagen konnten, und denen es an einem fröhlichen und dankbaren Publikum nicht fehlte.

Im allgemeinen führte die Herrenwelt in Münden ein einfach heiteres Dasein, dem namentlich jene Ausschweifungen nicht verberbtlich werden konnten, die das Leben in einer Großstadt nur zu leicht mit sich bringt; und wenn schlimmsten Falls einer oder der andere unter uns eine Ausgabe zu machen hatte, die den Bestand seiner Kasse überstieg, so wußten wir in der Burgstraße einen hilfreichen Freund, der das Fehlende gern vorstreckte. Es handelte sich bei diesen „Anleihegeschäften“ immer nur um verschwindend kleine Summen, und der freundliche alte Madelung nahm auch keine Wucherzinsen. Aber er verstand einen Spaß und lachte mitami seiner guten dicken Frau unbändig, als ich ihm einst den geforderten Schuldschein ausstellte: Ich habe ein Darlehen von 25 Thaler erhalten und verspreche, dasselbe nie zurückzuzahlen.

Whist, L'hombre und Rabuje zu niedrigen Einsätzen waren im Klub an der Tagesordnung, und nur sehr selten kam es zu einem Hazardspiel. Aber gerade ein solcher Abend gab meinem Leben eine neue Wendung.

Der hannoversche Subalternoffizier hatte Anrecht auf einen dreimonatlichen Urlaub in jedem Jahre, und als offizieller Grund für das Urlaubsgesuch galt die „Verbesserung der Finanzen“. Am Sylvesterabend des Jahres 1856 kehrte ich von einem solchen „großen Urlaube“ in die Garnison zurück, fand die Kameraden und Freunde beim Punsch und beteiligte mich, „selbstredend“ wie man in Berlin sagt, an dem folgenden „Tempelbau“. Aber Fortuna war mir wenig hold. Ich verlor und verlor, ward heftig, verdoppelte meinen Satz und verlor abermals! Bald war das hübsche runde Sämmchen auf den grünen Tisch gerollt, das mir die fürsorgliche Mutter als erfreulichen Zuschuß für die nächsten Monate und zur Tilgung kleiner Schulden mitgegeben hatte. Das Geld mußte um jeden Preis wiedergewonnen werden. Aber an Stelle dessen verlor ich auch noch die „Gage“ für das verfloffene Vierteljahr, die mir erst am folgenden Tage ausgezahlt werden sollte, verkaufte in immer gesteigerter Aufregung Uhr und Kette, für die sich unbegreiflicherweise ein gefälliger Abnehmer fand, verpielte auch dieses Geld und fand mich andern Morgens beim Erwachen aus dumpfen Träumen, mit einem wüsten Kopfe — vis-à-vis de rien.

Es wird niemanden interessieren, zu erfahren, auf welche Weise es mir damals gelungen ist, meiner erfahren, durch unberant-wortlichen Leichtsin erwachsenen Verlegenheiten Herr zu werden. Die üblen Erfahrungen jener Nacht hatten mich aber zum Nachdenken gebracht. Ich erkannte, daß es etwas Höheres zu erstreben gäbe, als das, wenn auch noch so reizvolle Schmetterlingsleben in der kleinen Garnison und faßte demgemäß meinen Entschluß. Ich mied den Klub, berührte keine Karte mehr, sondern begann mit vollem Ernste zu arbeiten, und hatte das Glück binnen kurzer Frist meinen Fleiß von Erfolg gekrönt zu sehen. Schon im Herbst 1857 wurde ich zum Generalstab nach Hannover einberufen.

(Artikel II folgt.)

## An eine Mutter, die auch weint.

Nach dem Französischen der Desbordes-Valmore  
von Nina Güttnner.

Vielleicht erkor dein vielgeliebtes Kleines,  
Das du verloren, wie ich mein's verlor  
Und nie vergessen, sich im Himmel meines  
Und schaut mit ihm verklärt zu Gott empor!  
Vielleicht, daß sich die Kinderhände fassen, —  
Vielleicht weiß unser holdes Engelspaar  
Von unserm Schmerz, die wir so ganz verlassen,  
Bringt unsre Thränen Gott als Opfer dar!  
Vielleicht war's auch kein Traum, du Arme, Gute,  
Was tief geheim im Herzen ich empfand:  
War mir bei deinem Anblick doch zu Mute,  
Als hab' dich mir mein süßes Kind gesandt!  
Ach! wenn's sein Wille ist, soll es geschehen:  
— Auch du hast um verlor'nes Glück geweint —  
Als Schwestern wollen wir zusammen gehen,  
Und die Erinnerung — feiern wir vereint!

## G. F. Th. von Eckenbrecher.

(Zu dem Bilde „Auf der Höhe von Bergen“.)

Der Maler der trefflichen Marine, welche unsere heutige  
Nummer ziert, steht zur Zeit in seinem 45. Lebensjahre und  
in vollster, ausgebreitetester Schaffenskraft. Geboren wurde Carl  
Paul Themistokles von Eckenbrecher in Athen als Sohn eines  
gelehrten Arztes und verlebte seine Jugendjahre zum größten  
Teil im Orient, dessen bunte, malerische Lebenserscheinungen  
auf das empfängliche Auge des Knaben dauernden Einfluß ge-



wannen. Griechenland, Türkei, Ägypten blieben für das ganze  
spätere Leben die bevorzugten Schau- und Studienplätze seiner  
Kunst.

Von 1857—61 verweilte der Knabe in Deutschland, be-  
suchte in Potsdam die Schule und genoß den künstlerischen  
Unterricht des Hofmalers Wegener, den er einige Jahre dar-  
nach mit demjenigen Oswald Achenbachs in Düsseldorf ver-  
tauschte.

Aus dem französischen Kriege, an dem er als Husaren-  
offizier tapfer teilgenommen hatte, 1871 heimgekehrt, ging  
er zu neuen Studien nach Konstantinopel und schloß sich 1872  
dem Fürsten Peter zu Sam-Wittgenstein für eine Reise nach  
Island an, die sich in der Folge zu einer jahrelangen Künstler-  
fahrt durch Norwegen und die russischen Polargegenden aus-  
dehnte und in den großen Gemälden „Der Thingwalla-See“,  
„Bruar-aa“, „Der Gehir“, „Das Nord-Cap“, „Der Wäringfö“  
u. a. m. hochbedeutende Früchte lieferte.

Wieder und wieder ist dann der rastlose Künstler durch  
alle Länder Europas gezogen, in Norwegen (dem auch unser  
heutiges Bild entnommen ist) mit Vorliebe verweilend, hat  
zu wiederholten Malen den Orient, Konstantinopel, Brussa,  
Smirna u. z. zu Kunstzwecken besucht und überall die gesammelten  
Anschauungen zu trefflichen Gemälden gestaltet.

Seit 1880 ist er namentlich mit der Schöpfung kolossaler  
Panorama-Bilder beschäftigt gewesen. So malte er im Verein  
mit Max Volkhard das Rundgemälde „Die Schlacht von  
Gravelotte“, ferner das Nationalpanorama „Die Schlacht von  
Newport“ für Rotterdam; endlich in Gesellschaft des Malers  
W. Sammler das Kolossalgemälde „Der Einzug der Mekka-  
karavane in Kairo“ für Hamburg. Zu allen diesen Werken  
wurden am Ort der Handlung die umfassendsten Vorstudien ge-  
macht. So kam es, daß Eckenbrechers Gemälde nicht nur technisch  
und landschaftlich von hohem Werte, sondern auch durch ihre  
der Natur abgelaufte mannigfaltige Staffage von entschiedenem  
ethnographischen Interesse sind und bleiben werden. Seine ge-  
waltige Arbeitskraft und höchste Schaffenslust bürgen uns  
dafür, daß wir noch Großes und Schönes von ihm zu erwarten  
haben!

E. S.

## Die Tänzerin.

Von Bernhard Hoff.

Nachdruck verboten.

An einem Sonntag nach dem Gottesdienst wurde von  
dem Sohn des Ortsvorstehers am Versammlungssteine außerhalb  
der Kirche verkündet, daß Fräulein Irene Holm, Tänzerin des  
Königlichen Theaters in Kopenhagen, am ersten November im  
Ortsstruge einen Kursus in Haltung, Tanz und Bewegung so-  
wohl für Kinder als auch für erwachsene Damen und Herren  
eröffnen werde — wenn eine genügende Anzahl Teilnehmer  
sich zeichnen würde. Der Preis für jedes Kind sei fünf Kronen;  
für Geschwister trete Moderation ein.

Es zeichneten sich sieben Teilnehmer. Jens Larzens stellten  
davon drei „auf Moderation“.

Fräulein Irene Holm hielt dies für genügend. Sie kam  
eines Abends am Schluß des Oktobers an und stieg im Krüge  
mit ihrer Bagage, einem alten Champagnerkorb, der mit einem  
Strick zusammengebunden war, ab.

Sie war klein, abgemagert, mit einem vierzigjährigen kind-  
lichen Gesicht unter einem Pelzbarrett und hatte die Handgelenke  
gegen Rheumatismus mit alten Taschentüchern umwunden. Sie  
sprach alle Konsonanten scharf aus, bei jeder Handreichung  
vielfältig dankend, wobei sie indes hilflos dreinschaute.

Sie wollte nur eine Tasse Thee zu sich nehmen und kroch  
dann in der kleinen Kammer, zähneklappernd aus Angst vor  
Gespinnstern, ins Bett.

Am nächsten Tage erschien sie gelockten Haars und trug  
einen eng anschließenden Figurmantel mit pelzbesetzter Kante,  
an der schon der Zahn der Zeit scharf genagt hatte. Sie wollte  
die geehrten Eltern besuchen. Sie dürste vielleicht als Fremde  
nach dem Wege fragen. Madame Henrichsen, die Wirtin, ging  
zur Hausthür und zeigte auf die Höfe, die zerstreut in den  
Feldern lagen. Fräulein Holm knixte auf jeder der drei  
Treppentufen aus Dankbarkeit.

„Die Arme!“ sagte Madame Henrichsen, die in der Haus-  
thür stehen blieb und dem kleinen Fräulein nachschaute, welche  
oben auf dem Wall nach dem Hofe des Jens Larzen ging —  
um ihr Schuhzeug zu schauen. Das war ihr einziger Luxus.  
Sie war mit Ziegenlederstiefeln und rechts und links gestrick-  
ten Strümpfen „hauffiert“.

Nachdem sie die Eltern besucht hatte — Jens Larzens  
gaben neun Kronen für ihre drei Kinder — suchte Fräulein  
Holm nach einem Zimmer für längeren Aufenthalt und fand  
eine kleine weiß getünchte Kammer bei dem Dorfschmied mit  
Aussicht über das flache Feld sehr paßlich. Das Meublement  
bestand aus einer Kommode, dem Bett und einem Stuhl.  
Zwischen der Kommode und dem Fenster in der Ecke bekam  
der Champagnerkorb seinen Platz.

Dort zog Fräulein Holm ein. Der Vormittag verging  
ihr stets unter vielen Experimenten mit ihrem Lockenhaar,  
kaltem Thee und gewärmtem Brot. Wenn der Lockenkopf in  
Ordnung gebracht war, räumte sie auf, und des Nachmittags  
häkelte sie. Sie saß auf ihrem Champagnerkorb in der Ecke  
und nutzte sorglich das letzte Tageslicht aus. Die Frau des  
Schmieds trat dann wohl zuweilen bei ihr ein, setzte sich auf  
den Holzstuhl und plauderte. Fräulein Holm hörte lächelnd mit  
graziösem Nicken ihres Lockenkopfes zu. Die Frau sprach so oft  
eine Stunde lang im Dunkeln, bis das Nachtessen auf den  
Tisch kommen sollte. Fräulein Holm wußte hinterher selten,  
was die Frau erzählt hatte. Außer Tanz und Positionen  
und der Rechenhaft für notdürftigsten Lebensunterhalt —  
eine ununterbrochene, ewige Rechenhaft — hatten die Dinge  
dieser Welt ihr Bewußtsein fast unberührt gelassen. Sie blieb  
mit den Händen im Schoß ruhig auf ihrem Korb sitzen und  
starrte auf den schmalen, lichten Streifen außerhalb der Thür  
der Schmiede.

Sie ging niemals aus. Sie bekam Heimweh, wenn sie  
die flachen, öden Felder sah. Und dann war sie auch bange  
vor Stieren und scheuen Pferden. Wenn es Abend geworden  
war, kochte sie Wasser im Ofen zum Thee und verzehrte ihr  
tägliches Mahl. Dann kam die Reihe an die Papilloten, und  
wenn sie während der Entkleidung bis zu dem Unausprech-  
lichen gekommen war, machte sie ihre Was an dem Bettpfosten.  
Sie streckte die Beine mit solcher Energie, daß ihr der Schweiß  
aus allen Poren hervorbrach.

Der Schmied und seine Frau besaßen sich nicht selten  
am Schlüsselloch. Sie sahen die Battements von hinten und  
waren sehr erstaunt; die Papilloten standen dann auf der  
Stirn wie die Stacheln eines Igels empor.

Wenn Fräulein Holm ihre Was geübt hatte, kroch sie ins  
Bett. Ihre Gedanken waren dann ausschließlich auf jene Zeit  
gerichtet, „als sie in der Tanzstunde gewesen“... Und plötz-  
lich konnte sie dann in halblautes, kindisches Lachen ausbrechen,  
indem sie dasag... Wie gern dachte sie an diese Zeit — die  
lustige Zeit... an die Proben, wo sie einander mit Steck-  
nadeln... in die Waden stachen... und dann laut aufschrien...  
und an die Abende... in den Garderoben... wo alle Stim-  
men... summten... und die Glocke des Regisseurs erklang...  
Darauf schlief sie dann regelmäßig ein. — Aber nicht selten  
wachte sie des Nachts auf, wenn sie geträumt hatte, sie hätte  
ein Entrée verfehlt...

Die Tanzstunden hatten inzwischen begonnen.  
„Jetzt — eins — zwei — drei“... Fräulein Irene Holm  
hob das Kleid empor und streckte den Fuß auswärts. — „Eins  
— zwei — drei“...

Die sieben Eleven standen mit den Füßen nach innen —  
mit den Fingern im Munde, während sie hüpfte.

„Kleiner Jens — Fuß heraus — eins — zwei — drei  
— compliment — eins — zwei — drei — noch einmal“...  
Jens Larzens dreie machten compliment mit der steifen Zunge  
lang aus dem Munde heraus.

„Kleine Maren, nach rechts, eins, zwei, drei“... Maren  
ging nach links.

„Noch einmal — eins — zwei — drei“...  
Fräulein Holm sprang wie eine junge Ziege, so daß man  
die rechts und links Gestrickten gewahrte.

Der Kursus war in vollem Gange. Sie tanzten dreimal  
in der Woche im Saal des Kruges bei zwei Lampen, welche  
unter der Decke hingen. Der Staub erhob sich in der kalten  
Stube wolkig unter den Schritten der Tanzenden. Die sieben  
Elven irrten fortwährend wie ein Schwarm Elstern umher.  
Fräulein Holm richtete die Rücken und beugte die Arme.

„Eins — zwei — drei — battement...“  
„Eins — zwei — drei — battement...“ Die Sieben  
fielen aus dem battement und spreizten sich.

Fräulein Holm bekam Staub in den Hals von dem lauten  
Rufen. Die Eleven sollten Paar und Paar Walzer tanzen. Sie  
hielten sich weit von einander mit steifen Armen, als ob sie  
sich im Schlafe drehten. Fräulein Holm zählte die Schritte  
und drehte sie herum.

„Gut — drehen — vier, fünf — gut, drehen — Zettchen...“  
Fräulein Holm fuhr fort, dem mittleren von Jens Larzens  
Kindern und Zettchen zu folgen, und drehte sie, wie wenn man  
nach einem Brummkreisel schlägt.

„Gut — gut — Zettchen...“  
Zettchens Mutter war anwesend, um dem Unterricht zu-  
zuschauen. Auch die anderen Bauernweiber kamen mit zu  
steifen Schleißen gebundenem Hutband und schauten, längs der  
Wände sitzend, die Hände im Schoß, unbeweglich zu, ohne  
ein Wort mit einander zu wechseln.

Fräulein Holm redete sie mit „Frauen“ an und lächelte  
während der battements ihnen zu.

Die Reihe kam jetzt an les lanciers. Jens Larzens „Dreie“  
sprangen mit den Spitzen ihrer Wasserstiefel hoch empor.

„Die Dame rechts — gut — Zettchen — drei Schritte  
nach links — gut, Zettchen...“

Les lanciers glichen einem Handgemenge.

Fräulein Holm ächzte unter dem anstrengenden Komman-  
dieren und Tanzen. Sie stützte sich an die Wand — es war  
ihr, als habe sie zwei Hammer in den Schläfen.

„Gut — gut, Zettchen...“

Ihre Augen thaten ihr so weh vom dichten Staub...  
Die Sieben fuhren fort, rundum zu hüpfen trotz Staub und  
Halbdunkel.

Wenn Fräulein Holm nach den Tanzstunden heimkehrte,  
band sie ein Taschentuch um das Lockenhaar. Sie hatte  
ewig Schnupfen, und manchmal kurz vor den Tanzstunden saß  
sie mit der Nase über einer Schale kochenden Wassers, um dem  
Ubel Einhalt zu thun.

Sie bekam endlich auch Musik zum Unterricht, Herrn  
Broderjens Violine. Herr Broderjen war Schneider und konnte  
drei Stücke spielen. Fräulein Holm erhielt ferner zwei neue  
Schüler, ein paar größere Kinder. Sie hüpfen alle mit schreck-  
lichem Eifer zu der Violine des Schneiders Broderjen, so daß  
der Staub sich wolkenartig erhob und der Kachelofen auf sei-  
nen Löwenfüßen tanzte.

Es fanden sich nach und nach auch mehr Zuschauer ein.  
Mitunter kamen sie sogar vom Pfarrhof, das Fräulein und der  
Kandidat.

Fräulein Holm tanzte vor — unter den beiden Lampen —  
Brust heraus und mit gestrecktem Spann: „Werst die Füße  
— liebe Kinder — werst die Füße — so...“

Fräulein Holm warf die Füße und hob das Kleid empor:  
alles mit glühendem Eifer.

Jede Woche sandte übrigens Fräulein Holm ihre gehäkelte  
Arbeit nach Kopenhagen. Die Post wurde beim Schullehrer  
abgeliefert; sie hatte jedesmal entweder falsch gepackt oder die  
Adresse verkehrt geschrieben, und der Schullehrer mußte es  
dann ändern. Sie stand neben ihm und sah mit dem Kopf-  
nicken eines fünfzehnjährigen Mädchens zu.

Die Zeitungen, welche mit der Post kamen, lagen zur  
Verteilung auf einem der Schultische. Eines Tages bat sie,  
die „Berlingsche Zeitung“ einzusehen zu dürfen. Sie hatte die-  
selbe schon acht Tage lang auf dem Zeitungshausen liegen ge-  
sehen, ohne die Frage zu wagen. Die Erlaubnis wurde ihr  
gern erteilt.

Seitdem kam sie jeden Tag in der Mittagsstunde — der  
Schullehrer kannte schon ihr zartes Klopfen mit einem Knöchel.  
„Kommen Sie nur herein, kleines Fräulein — es ist  
offen,“ rief er.

Sie trat dann knixend und lächelnd in die Schulstube ein  
und nahm die „Berlingsche Zeitung“ aus dem Haufen her-  
aus. Sie las alle Annoncen vom Theater, das Repertoire  
und die Kritiken, von welchen sie übrigens nichts verstand.  
Aber es war ja doch von „ihnen da drüben!“

Es nahm ihr lange Zeit in Anspruch, so eine Spalte  
durchzulesen; der Zeigefinger folgte graziös jeder Zeile. Wenn  
sie mit der Zeitung fertig war, schritt sie über den Gang und  
klopfte wie früher an.

„Nun“ sagte der Schullehrer, „war etwas Neues in  
der Stadt passiert?“

„Ich weiß nicht. Ich sehe nur immer nach „ihnen da  
drüben,“ sagte sie, „nach den alten Verhältnissen.“

„Die arme Kleine!“ sagte der Schullehrer und sah durch  
das Fenster ihr nach. Fräulein Holm ging heim zu ihrer  
einjamem Häkelei.

„Die arme Kleine — sie ist wirklich ganz fieberhaft ein-  
genommen für ihre Theaterverhältnisse,“ sagte er.

Die nächsten Zeitungsummern brachten aufregende  
Neuigkeit — ein Ballet, das von dem neuen Balletmeister im  
königlichen Theater gegeben werden sollte. Fräulein Holm  
kannte bald das Personenverzeichnis auswendig, sowie die  
Namen aller Solotänzer. „Wir sind ja zusammen auf der  
Schule gewesen — wir alle.“

Am dem Abend, als das Ballet zum erstenmale in der  
Hauptstadt aufgeführt werden sollte, hatte sie Fieber, als ob sie  
selbst tanzen sollte. Sie zündete zwei Lichter auf der Kommode  
an, die vor Alter bereits grau geworden waren und zu beiden  
Seiten eines Thorwaldsen'schen Gypschristus standen; sie setzte  
sich auf ihren Champagnerkorb und starrte in die Lichter hinein.

Aber sie vermochte heute nicht allein zu bleiben. Als die  
alte Theaterunruhe drang auf sie ein. Sie ging zu dem Schmied  
hinein, welcher beim Abendessen saß, und setzte sich auf den  
Stuhl neben der Stubenuhr. Und mit aufgeregtem Tone er-  
zählte sie vom Theater und von den großen Premieren, von  
den großen Solis und den Meisterpas. Dabei trällerte und  
wiegte sie den Oberkörper, während sie dasaß, daß es zum  
Stimmen war.

Der Schmied wurde von alledem so heiter, daß er ein  
altes Kavallerielied zu brummen begann und sagte: „Mutter,  
da müssen wir einen Punsch drauf trinken — einen Arrak  
von der besten Sorte.“

Der Punsch wurde gebraut und die beiden Lichter kamen  
auf den Tisch, und sie tranken und plauderten. Aber während  
die Lustigkeit am größten war, wurde Fräulein Holm plötzlich  
still und saß mit großen Thränen in den Augen da; schließlich  
erhob sie sich und ging schweigend in ihre Kammer.



Zweckenbuches 25.

Bergen  
R. BREYLAND U. K. M. H. 1855.

Auf der Råde von Bergen.  
Originalzeichnung von Themiſtoſtes von Eckenbrecher.

Drinnen auf ihrem Champagnerkorb brach sie in Weinen aus und saß lange da, ehe sie sich entkleidete und zu Bett ging. Sie machte heute keine Pas am Bettsofa.

Sie dachte nur an „Jhu“, dessen neues Ballet heute gegeben wurde.

Er war ja mit ihr auf der Schule gewesen ... und ... ach!

Sie lag still im Bett und hin und wieder seufzte sie im Dunkeln. Oft drehte sie den Kopf auf dem Kissen; sie vermeinte während der ganzen Zeit die Stimme ihres alten Lehrers aus der Schule heftig und schreiend zu vernehmen:

„Holm hat keinen Eten — Holm hat keinen Eten ...“

Er rief es so laut, daß es durch den ganzen Raum erklang ... sie hörte es deutlich durch den staubigen Übungsraum. Die Figuranten machten ihre Übungen in langen Reihen — Pas auf Pas. ... Müde lehnte sie sich einen Augenblick an die Wand — es war ihr, als seien die geplagten Glieder von ihrem Körper gehauen — und sie hörte wieder den Balletmeister schreien: „Hat Holm denn keine Ambition? ...“ Es war ein peinlicher Traum!

Sie sah ihre Stube daheim, die Mutter, welche stöhnend in dem großen Lehnstuhl saß, und die Schwester, welche lärmend die Nähmaschine drehte nahe der Lampe, und sie hörte die Mutter mit ihrer asthmatischen Stimme sagen:

„Tanzte Anna Stein Solo? ... Sie hatte wohl la grande Napolitaine?“

„Ja ... ihr beide kamt zusammen auf die Schule; aber nun ist sie dir voraus ...“ Und sie blickte zu ihr hinüber hinter der Lampe.

Und sie sah Anna Stein in dem bunten Rock — mit den flatternden Bändern am Tamburin — so lebhaft und lächelnd ... im Lichte der Lampe ... in dem großen Saal. ... Und plötzlich wachte sie auf, legte den Kopf in die Kissen zurück und schloß die Augen, und unaußhörlich und unaußsprechlich schmerzte sie.

Es war Morgen geworden, ehe sie wieder in Schlaf fiel.

Die Zeitungen langten an. Das Ballet hatte Glück gemacht. Fräulein Holm las die Kritik in der Dorfschule. Während sie las, fielen einige Thränen hinab auf das Papier der Berlingschen.

Aber auch Briefe kamen — von der Schwester; es waren peinliche Episteln voll Klage und Not. An den Tagen, an welchen sie diese Briefe erhielt, vergaß Fräulein Holm das Häkelzeug und saß mit den Händen an den Schläfen da, den offenen Brief in ihrem Schoß. Schließlich ging sie zu den Eltern ihrer Cleven und, rot und blaß — bat sie um die Hälfte ihres Honorars.

Das sandte sie heim. — — —

Die Tage vergingen. Fräulein Irene Holm wanderte unermüdet nach und von ihrem Tanzunterricht. Sie erhielt noch einen Kurzus, es waren ein halbes Duzend junger Leute von Hofbesitzern, die sich zusammengethan hatten. Sie tanzte drei Abende in der Woche in Peter Madjens großer Stube am Walde. Fräulein Holm mußte eine halbe Meile in der Winterfährnis dahin gehen, ängstlich wie ein Hase, verfolgt von allen alten Spitzgeschichten der Balletschule. Sie mußte namentlich an einem düsteren Wasser, das von Weiden umgeben war, vorüber. Zitternd starrte sie auf die Bäume, die ihre großen Arme in der Dunkelheit ausstreckten ... und fühlte ihr Herz wie einen kalten Stein in der Brust. Sie tanzten drei Stunden, dann sollte sie heimkehren. Peter Madjens Hofpforte war dann schon verschlossen; der Knabe folgte ihr mit der Laterne und öffnete die Pforte, er hielt einen Augenblick die Laterne hoch empor in der Hand, während sie in die Finsternis hinaustrat. Und sie hörte angstbebend sein „Gute Nacht“ hinter sich, und der Thorflügel wurde geschlossen. Auf der ersten Hälfte des Weges befand sich eine Hecke mit Büschen, die sich so gespenstisch beugten und nickten ... ein schrecklicher Heimgang!

Schon begann sich der Frühling zu melden, als Fräulein Irene Holms Kurzus beendet war. Die Cleven von Peter Madjen wollten im Krug den Schlusstanz halten.

Es wurde ein „Willkommen“ als Transparent über der Thür angebracht und kalte Küche zu zwei Kronen aufgetragen, wobei der Kandidat und die Predigertochter an beiden Tischenden Platz nahmen.

Fräulein Holm war in Barège mit Garnierungen gekleidet und trug ein römisches Band um den Kopf. Die Finger waren voll von Freundschaftsringen aus der Balletschule.

Während der Tänze spritzte sie eau de Lavande auf den Boden und drohte den „Frauen“ mit der Flatsche. Fräulein Irene Holm war wieder wie jung, wenn sie ihre Kurze schloß.

Und es war ein schöner Abend. Erst tanzte man die Quadrillen.

Die Eltern und die Ältesten standen längs der Wände und in den Thüren. Jeder schaute den Seinen nach und süßte sich still imponiert. Die Jungen schritten in der Quadrille mit Gesichtern so steif wie Masken, und vorsichtig bei den Schritten, als ob sie auf Erbsen gingen.

Fräulein Holm hatte lauter aufmerksames Kopfnicken und halblaute französische Bezeichnungen. Die Musik bestand aus Herrn Broderien und Sohn. Herr Broderien junior traktierte das Klavier des Predigers.

Sie begannen den Rundtanz, und der Ton wurde freier. Die Männer begaben sich in die mittlere Stube und griffen zum Punschglas, und die „Herren Schüler“ forderten Fräulein Holm zum Tanze auf. Sie tanzte mit dem Kopf auf der Seite, auf den Beinen sich erhebend, wunderbar in ihrer gealterten sechzehnjährigen Grazie.

Nach und nach hörten die anderen Paare zu tanzen auf und sie blieben allein. Die Männer traten in die Thür zur kleinen Stube und riefen alle in stiller Bewunderung Fräulein Holm zu, welche die Füße unter dem Kleide hervorstreckte und sich zierlich in den Hüften wiegte.

Die Predigertochter amüsierte sich so, daß sie dem Kandidaten den Arm grün und gelb kniff. Nach einer Mazurka rief der Schullehrer „Bravo!“ und alle klatschten in die Hände. Fräulein Holm machte eine Balletverbeugung mit zwei Fingern auf dem Herzen.

Man sollte endlich zu Tisch gehen und sie arrangierte eine Polonaise. Alles ging mit. Die Frauen stießen vor lauter Geniertheit und Vergnügen einander an. Die Männer sagten:

„Na — Mutter, dann wollen wir auch ...“

Einige begannen den „Landsoldaten“ zu singen, indem sie den Takt dazu trampelten.

Fräulein Irene Holm hatte den Schullehrer zu Tisch und saß unter der Büste Seiner Majestät des Königs.

Der Ton war wieder feierlich geworden, nachdem man zu Tisch gegangen war, Fräulein Holm aber die einzige, welche im Salonten sprach, wie „die vom Schauspiel“ in einer Komödie von Scirbe. Nach und nach wurde man gesättigt; die Männer begannen sich zuzutrinken und mit den Gläsern über den Tisch anzustoßen.

Es herrschte große Heiterkeit am Tischende der jungen Welt und es dauerte einige Zeit, ehe Ruhe für den Schullehrer eintrat, der reden wollte. Er toastete auf Fräulein Holm und die neun Mägen. Er sprach lange — längs des Tisches saß man und sah in die Teller hinab, und nach und nach bekamen die Gesichter einen feierlichen und ernsten Ausdruck, als ob man sich in der Kirche befände — und man drehte Brotkrumen zwischen den Fingern.

Der Schulmeister kam endlich auf Freya mit ihren zwei Ragen und schloß daran sinnig ein Hoch auf „die Priesterin der Kunst“. Es wurden nun lange Hurrahs gerufen, und alle wollten mit Fräulein Holm trinken.

Fräulein Holm hatte die Rede nicht verstanden, fühlte sich aber sehr geschmeichelt. Sie erhob sich und verneigte sich, das Glas in gerundetem Arm erhoben. Der festliche Puder war vor Anstrengung und Hitze ganz verschwunden, und sie hatte zwei dunkelrote Flecken auf der Wange.

Es trat allmählich eine große Heiterkeit ein. Die Jungen begannen zu singen, die Alten tranken sich gegenseitig zu und standen von ihren Plätzen auf, um einander auf die Schulter zu schlagen oder unter Lachen auf den Magen zu klopfen. Die Frauen begannen strenge Blicke auf ihre Männer zu werfen, vor Angst, daß sie zuviel bekommen möchten.

Und mitten in der Heiterkeit hörte man Fräulein Holm, die sehr munter war und mit kindlichem Lächeln lachte, wie vor dreißig Jahren in der Balletschule.

Da sagte der Schullehrer plötzlich: „Fräulein Holm sollte eigentlich tanzen.“

Aber sie hätte ja getanzt ...

Ja — aber sie sollte einmal wie die in der Stadt tanzen — ein Solo — das sei etwas ganz anderes ...

Fräulein Holm hatte sofort verstanden, und eine fast unbezwingliche Lust, dieser Aufforderung zu folgen, regte sich in ihr.

Aber sie begann zu lachen und sagte zu der Frau des Peter Madjen: „Der Herr Organist wünscht, daß ich tanzen soll“ — als ob es das Lächerlichste von der Welt wäre.

Die Nächstehenden hörten es, und es wurde nun ein allgemeiner Ruf:

„Ja — Sie müssen tanzen.“

Fräulein Holm wurde rot bis zum Haar und sagte: daß die Feststimmung doch fast zu gehoben wäre ... außerdem sei keine Musik da ... und man tanze nicht in langen Kleidern ... Eine Stimme rief durch die Zimmer: „Die kann man ja aufbinden“ — und alle lachten laut und begannen aufs neue zu bitten.

Ja — wenn das Fräulein vom Pfarrhof eine Tarantella spielen wolle ...

Man umringte das Fräulein. Sie solle versuchen — und der Schullehrer erhob sich, indem er an sein Glas schlug: „Meine Damen und Herren, Fräulein Holm will uns die Ehre erweisen, ein Solo zu tanzen“ ... Sie riefen wieder ein Hoch und hurrahten und begannen sich vom Tisch zu erheben.

Fräulein Holm und die Tochter des Predigers gingen in den Saal, um die Musik zu probieren. Die kleine Tänzerin war sieberhaft aufgereggt, ging auf und ab und streckte die Füße. Sie zeigte auf den Boden, der sich zu Bergen und Thälern gekrümmte, und sagte: „Man ist doch eigentlich nicht gewohnt, in einem Circus zu tanzen.“

Dann aber sagte sie: „Nun gut — die Vorstellung kann beginnen.“ — Sie sprach ganz heiser von Gemütsbewegung.

„Nach den ersten zehn Takten komme ich. Ich gebe Ihnen ein Zeichen“ ... Sie ging ins Nebenzimmer und schloß die Thür hinter sich.

Das Publikum trat ein und stellte sich flüsternd und neugierig in einen Halbkreis auf. Der Schullehrer holte Lichter vom Tisch und stellte sie in die Fensternischen. Dann klopfte es an die Thür, hinter welcher Fräulein Holm sich befand.

Die Tochter des Predigers begann zu spielen und alle blickten nach der Thür. Nach dem zehnten Takt ging dieselbe auf und alle applaudierten: Fräulein Holm tanzte, das Kleid mit einer Schärpe hoch emporgebunden.

Es war „la grande Napolitaine“. Sie schritt auf den Beinen und drehte sich. Die Zuschauer sahen bewundernd auf die Füße, die wie ein Paar Trommelfüße gingen. Ein Sturm von Beifall brach aus, als sie auf einem Fuße ruhte.

Sie rief: „Schneller!“ und begann sich wieder zu drehen. Sie lächelte und winkte und sächelte und arbeitete hastiger mit dem Oberkörper, mit Armen und Mienen. Sie sah die Gesichter der Zuschauer nicht mehr — sie öffnete den Mund — lächelte, winkte — verschwunden war vor ihr die niedrige Bauernstube, verschwunden die plumpen Gestalten ihrer Zuschauer: sie war im Hoftheater, umwogt von Licht und Glanz, und vor ihr eine wogende Masse von Zuschauern —

Da, was war das! sie hörte nur die Musik plötzlich verstummen und das Lachen, das jetzt losbrach — das Lachen, während sie plötzlich alle Gesichter sah ... Und sie erhob sich und hatte noch einmal die Arme ausgebreitet — aus Gewohnheit — und verneigte sich, während sie schrieen ... und dann entwich sie ins Nebenzimmer.

Drinnen in der kleinen Stube stand sie einen Augenblick am Tisch ... es war ihr so finster vor den Augen — so ganz leer ... Dann beugte sie sich und löste die Schärpe mit fast feisen Händen, glättete das Kleid und trat stille ein — wo man zu applaudieren fortfuhr ... Sie verneigte sich dicht am Klavier, aber die Augen erhob sie nicht vom Boden ...

Die jungen Leute hatten Eile, wieder mit dem Tanzen zu beginnen.

Fräulein Holm machte still die Kunde — sie begann sich zu verabschieden, und die Cleven drückten ihr Geld in die Hand, das in Papier eingewickelt war. Die Frau des Peter Madjen half ihr beim Anziehen, und im letzten Augenblick kamen die Predigertochter und der Kandidat, die sie begleiten wollten.

Sie gingen schweigend den Weg entlang. Die Prediger-

tochter war ganz unglücklich und wollte eine Entschuldigung machen und wußte doch nicht, was sie sagen sollte. Die kleine Tänzerin ging neben ihr still und blaß. Dann sagte der Kandidat, gepeiniget von dem Schweigen:

„Sehen Sie — die Leute haben ja keinen Blick für das Große und Tragische, mein Fräulein ...“

Fräulein Holm ging stille weiter. Sie kamen an die Wohnung des Schmieds und sie verneigte sich, als sie ihnen die Hand reichte.

Das Fräulein vom Pfarrhof umschlang sie und küßte sie: „Gute Nacht, Fräulein,“ sagte sie; ihre Stimme klang jedoch nicht sicher ... Der Kandidat und sie blieben draußen auf dem Weg, bis sie Licht in der Kammer der Tänzerin sahen.

Fräulein Holm zog das Baregekleid aus und legte es mechanisch zusammen. Dann zählte sie das Geld aus den Papieren und nähte es in eine kleine Tasche ihres Kleides ein. Sie führte die Kadel wunderbar listig, während sie vor ihrem Lichte saß ...

Am nächsten Morgen wurde der Champagnerkorb auf den Wagen der Landpost geladen. Es war ein Regentag und Fräulein Holm froh schauernd unter einem defekten Schirm zusammen; die Beine zog sie unter sich, so daß sie wie türlich auf ihrem Korbe saß.

Als sie abfahren sollten — der Postillon ging neben dem Wagen, das arme Pferd hatte genug an einem Passagier zu ziehen — kam das Fräulein vom Pfarrhof im bloßen Kopf nach dem Wege gelaufen. Sie hatte einen gefüllten weißen Spahnkorb bei sich; man müsse doch Proviant auf der Reise haben. Sie beugte sich unter dem Schirm, umfaßte Fräulein Holms Kopf und küßte sie zweimal ... Da brach die alte Tänzerin in Thränen aus, ergriff die Hand des jungen Mädchens und küßte sie. Und so fuhr sie davon. Das Fräulein vom Pfarrhof aber blieb am Wege stehen und sah dem alten Schirme nach, so lange sie ihn gewahren konnte.

Nachdruck verboten.

## Gierstimmen.

I.

Der Winter hat seit Monaten sein hartes Regiment geltend gemacht und die Natur in strenge Bande geschlagen. Wer sich demselben entziehen konnte, that es gewiß. Auch in der Natur! — Ein großer Teil der anmutigen gesiederten Gärten, die unsere Wälder und Felder, unsere Parks und Gärten, die Gassen in den Städten und Dörfern während des Sommers belebten, sind davongezogen, um wärmere, freundlichere Gegenden aufzusuchen. Und die bei uns zurückbleiben, sind still geworden; ihr munteres Geplauder haben sie auf das Notwendigste beschränkt, ihre Lieder sind verstummt. Sie warteten still und gleichsam ergeben bis der Frühling wieder einkehren werde. Schon Ende Februar aber, wenn die Sonne höher am Himmel emporsteigt, ließ an warmen Tagen die Kohlmeise ihre niedlichen Töne hören, ja nicht selten wagte eine Lerche ihr Lied zu singen, freilich um noch einmal wieder zu schweigen, bis die Sonne mehr Macht hat und neues Leben auf der Erde hervorruft. Und wenn nun die Bäume wieder grün geworden, wenn die Wandervögel zurückgekehrt sind, dann haben auch alle Vögel ihre Stimmen, ihre Lieder wiedergefunden. Blicke wir einmal zurück und vergegenwärtigen wir uns, was die Vögel in jener nun hinter uns liegenden Zeit uns gebracht, und denken wir schon jetzt daran, sie im bevorstehenden Frühjahr mit vollem Verständnis und daher mit um so größerer Freude zu begrüßen. Verleihen wir uns zurück in den Monat Juni, in dem die Natur uns in ihrer schönsten Pracht angelächelt, und in dem der ganze jubelnde Vögelchor die Luft erfüllte. Wollten wir denselben ganz in uns aufnehmen, dann gingen wir an einem schönen Morgen hinaus in den Wald, wünschlich so zeitig, daß wir dort den Sonnenaufgang erlebten. Dort wollten wir das Erwachen der munteren Schar erwarten, die den kommenden Tag mit ihrem Gesange begrüßt. Bis dahin herrschte Schweigen in den Wipfeln der Bäume. Vielleicht ließ sich noch vor dem ersten Morgenrot die Baumlerche hören, das einzige Vögelchen, das zur Zeit der Sommerjonnennende Tag und Nacht unermüdet seine reizenden, beinahe melancholischen Gesangstropfen wiederholt. Raum aber hat sich der erste schwache Schimmer am östlichen Horizonte gezeigt, dann läßt auch schon, vor allen anderen Vögeln, das Rotkehlchen seinen helltönenden melodischen Gesang erschallen, ihm folgt der Zaunkönig mit seinem munteren, gleichfalls kurzen Gesange. Hier und da beginnen fast schüchtern andere kleinere Vögel ihre Stimmen zu erheben, dann folgen die eigentlichen Sängere, von denen kaum einer das Herz des Menschen so freudig erregt, als die Singdrossel, die von dem Gipfel eines hohen Baumes herab ihren bald jubelnden, bald zart schmeichelnden Gesang erschallen läßt, als wolle sie die ganze Luft, das ganze hoffnungsfreudige Sehnen, das der wiedergekehrte Sommer auch in ihrer Brust weckt, zusammenfassen in ein einziges Lied.

Noch liegt eine schwache Dämmerung über den Tiefen des Waldes und über den Thälern, aber plötzlich hat das volle Licht der aufgehenden Sonne jeden Winkel erfüllt und nun beginnt der ganze Vögelchor aus hundert kleinen Kehlen seine Lieder zu singen.

Der Kuckuck ruft, sein Küster, der Wiedehopf, begleitet ihn mit seinem einförmigen hupupu, der Buchfink, der eigrigste unter den kleinen Sängern, läßt seinen heitern Schlag hören; der Specht stößt seinen fast heulenden Ruf aus; Stare, Baumläufer, Meisen, zahlreiche andere kleine Vögel fallen ein. Die Krähe schreit heiser durch den Wald und der Rabe giebt den Baß dazu her. Hier girrt eine Ringel-, dort eine Hohltaube und in der Ferne wiederholt die Tureltaube ihr ermüdendes Kurren. Hoch oben in den Lüften zieht ein Schreiadler seine weiten Kreise; plötzlich legt er die Flügel an, um sich, den Kopf nach unten, im jähen Falle abwärts zu stürzen, aber nach einigen Augenblicken entfaltet er sie wieder, beginnt aufs neue zu kreisen und stößt, gleichsam als wolle er die wilde Lust zum Ausdruck bringen, die er bei dem fähnen Spiele empfindet, einen gellenden, übermühtigen Schrei aus.

Das in der Morgenfrühe erwachte Leben pulsiert so lebhaft wie zu keiner anderen Zeit des Tages; das Herz des Menschen schlägt hoch und freudig, die herrliche Luft dringt frisch und belebend in die Lungen ein und ist erquickender als der köstlichste Trunk. Wer nur ein einziges Mal einen solchen Morgen erlebte, wird den Eindruck, den er auf ihn machte, nie wieder vergessen. Schwer trennt er sich von dieser Herrlichkeit und wendet seinen Schritt den menschlichen Wohnungen zu. Hier empfängt ihn der geschwähige Spatz, dem es im Walde zu langweilig ist, die Schwalbe jegelt zwitschernd durch die Gassen oder hält ihr drolliges Einzelgespräch am Eingange ihres aus Erde geformten Nestes. Die Nachtigal, die vom nächtlichen Singen sich ausgeruht hat, widmet im Garten dem Morgen ein kurzes Lied, und im Schilf des nahen Flusses schwimmt unermüdet und selbstzufrieden der Rohrripa das tollste Zeug zusammen.

Jede Art hat ihre eigenen Töne, ihre Lieder, ihre Sprache; kein Vogel lernt von dem andern, keiner verwirrt den andern, eine babylonische Sprachverwirrung ist bei den Vögeln undenkbar. Die Sprache jeder Art ist deren unveräußerliches Erbteil, ein Verständigungsmittel, das nur dieser Art gehört und das sie unter allen Umständen festhält.

Als wir uns das letzte Mal mit den Vögeln beschäftigten, sahen wir an einigen Beispielen, daß die alten Vögel ihren Jungen durch Warnungsrufe eine nahende Gefahr ankündigen. Aber auch die Alten warnen einander unter sich. Beschleicht der Jäger einen Trupp Krähen, der sich in den Gipfeln der Bäume niedergelassen hatte, dann flücht die erste, die ihn bemerkte, einen von dem gewöhnlichen Geschrei ganz verschiedenen, langgezogenen Ruf aus, worauf die Schaar unter vielem Lärmen davonfliehet. Bekannt ist, daß Wildgänse, wenn sie auf den Äkern weiden, und Kraniche, wenn sie auf den Wiesen sich sammeln, sehr wachsam sind, und wenn auch die Behauptung übertrieben ist, daß sie besondere Wachen aufstellen, die von Zeit zu Zeit abgelöst werden, so haben doch immer einige derselben den Kopf hoch, und sobald sich eine Gefahr zeigt, ertönt ein Warnungsruf, der die Schaar zur schleunigen Flucht veranlaßt. Wasservögel haben besondere Warnungsrufe, durch die sie ihre Genossen auffordern, entweder unterzutauchen oder im Schilf und Rohr unbeweglich zu sitzen. Rebhühner und Wacheltu rufen durch Locktöne die zerstreute Kette zusammen. Die unablässig verlangend zwitschernde Brut derjenigen Vögel, die im Neste von den Alten gefüttert werden, verstummen auf einen bestimmten Zuruf dieser letzteren augenblicklich, schließen die sonst stets zwitschernden Schnäbel und ziehen die bis dahin vorgestreckten Köpfe ein, bis ein neuer Zuruf meldet, daß die Gefahr vorüber ist.

Was sonst die Vögel miteinander zu plaudern haben, wer weiß es? Was mögen sich die Sperlinge sagen, wenn sie nach Art ungezogener Buben auf den Gassen herumtoben, sich zanken und beißen? Was die Schwalben, wenn eins ihrer unter der Dachtraufe angebrachten Nester zerstört oder von einem frechen Spatz in Besitz genommen ist? Sie geben der Aufregung, in die sie veretzt worden sind, den lebhaftesten Ausdruck durch allerlei Töne, die man sonst nicht von ihnen hört. Ebenso geht es, wenn ein Mensch oder ein Tier sich im Walde blicken läßt, wo die Vögel bis dahin ungestört gewesen waren. Die Laute, durch die sie das Erscheinen des ersten signalisieren, sind ganz anderer Art als die Laute, durch die ein Raubtier angemeldet wird, und je nach der Gefährlichkeit dieses Feindes sind die Laute verschieden. Der Fuchs, der an der Erde dahinschleicht, wird auf andre Weise gemeldet, als der Marder, der das Geschick hat, Bäume und Gebüsche zu erklettern, noch anders der den Vögeln weit gefährlichere Raubvogel. Der geübte Jäger kennt diese Töne genau, und oft genug verraten die Vögel des Waldes ihm die Annäherung eines Menschen oder eines Raubtiers.

Wer nicht Gelegenheit hat die Vögel im Walde zu beobachten, der beobachte das Treiben des Federviehes auf dem Hofe. Er wird Gelegenheit haben zu hören, wie der wachsame Hahn durch besondere Warnungsrufe den heranstreichenden Raubvogel anmeldet, worauf die ganze Hühnerschar schleunigst ihren Schlupfwinkel zueilt. Er wird vielleicht einmal Zeuge, wie der Hahn, wenn er einen guten Bissen gefunden hat, den er, wie dies oft geschieht, den Hennen abtreten will, diese durch einige Locktöne herbeiruft, und vielleicht wird er auch sehen, wie der Hahn zuweilen die Lüstertheit der Hennen listigerweise benützt, um sie an eine Stelle zu locken, wohin sie ihm nicht ohne weiteres folgen wollen. Er ruft sie dann aus einiger Entfernung herbei, eilt darauf weiter, wiederholt seinen Lockton und die entsprechenden Geberden, und setzt dieses Treiben so lange fort, bis er die Hennen dort hat, wo er sie haben wollte.

Außer ihren Warnungs- und Locktönen und außer den Lauten, die ihren Schmerz oder sonstige Erregung ausdrücken, haben die Vögel noch eine Menge Laute, deren Zweck und Bedeutung wir oft nicht ergründen können. Dahin gehören das fast ununterbrochene Schnattern der Gänse und Enten, das leise, abgebrochene Gackern der Hühner, die trivialen Töne des Sperlings, das durchdringende Geschrei der Seglerichwalbe und viele andere Laute ähnlicher Art.

Wir wissen nicht, warum die in keilförmiger Anordnung im Herbst dahinziehenden Wildgänse und Enten von Zeit zu Zeit schnattern, und können den Zweck nicht ergründen, den das laute, glockenähnliche Rufen der zur Herbstzeit sich sammelnden Schwäne, oder das durchdringende Geschrei der wandernden Kraniche hat. Eher schon ist das beinahe unlösliche Pfeifen und Flöten mancher im Dunkel der Nacht scharenweise wandernder Strand- und Wasservögel zu deuten, denn man kann sich vorstellen, daß sie mit Hilfe dieser Zeichen die einzelnen Mitglieder der ungeheuren Züge zusammenhalten wollen.

Wie dem nun sei, die Bedeutung, welche die Stimmführung der Vögel in deren Leben hat, ist eine nicht geringe und oftmals in hohem Grade überraschende. Wenn wir daher von einer Sprache der Vögel reden, so liegt die Versuchung dazu sehr nahe. Aber es ist doch die Frage, ob wir berechtigt sind, die Verständigungslaute derselben, wie der Tiere überhaupt, als eine Sprache im menschlichen Sinne anzusehen.

Das nächste Mal werden wir bemüht sein darzuthun, daß wir kein Recht dazu haben, sondern daß die Stimmgebung der Tiere ihrer Natur und ihrem Werte nach von der Sprachbegabung der Menschen grundverschieden ist.

Nachdruck verboten.

### Dilettanten-Arbeiten.

#### Raugarbeiten.

Wenn's draußen stürmt und schneit und wir gemütlich daheim im warmen Stübchen sitzen und bei der Lampe Schein Gedanken spinnen oder fleißig die Hände regen zu frohem Schaffen, dann ist's auch an der Zeit, sich zu üben in jener reizenden Kunst, welche man scherzhafterweise „die Blakerei“ nennt. — Wir haben es hier mit einer Arbeit zu thun, welche eine schon etwas sicher zeichnende Hand und ausdauernde Geduld erfordert, denn oft genug wird dem Neuling mühselig, was er fröhlich begonnen, und oft muß er wieder vernichten, was schon fast gelungen und fertig da stand. Woher dies kommt? Weil bei dieser Arbeit die größte Rolle der Zufall spielt, der zuweilen die reizendsten Effekte hervorbringt und ein anderes Mal rücksichtslos wieder zerstört, was Ausdauer und Geschicklichkeit schon fast vollendet hatten.

Doch zur Sache: Eine weiße glatte Porzellanfläche wird über einem brennenden Lichte möglichst gleichmäßig so beblakt, daß sie einen bräunlich grauen, nicht zu dunkeln Ton erhält. Nun soll das Bild auf diese dunkele Fläche gezeichnet werden. Man kann Landschaften, Figuren, Blumen und Vögel dazu verwenden, immer aber muß das Vorbild recht kräftige Schattenpartien zeigen, denn man muß das Bild gewissermaßen aus dem Dunkeln heraus entstehen lassen. Mondscheine, Landschaften mit einfacher Zeichnung, See- und Berglandschaften voll düsterer Stimmung (man findet in Journalen u. gen. genug solcher Stimmungsbilder in Holzschnitt, die sich trefflich zur Raugarbeit eignen) sind die besten Vorbilder zu diesem Zweck. Man zeichnet die Konturen des Bildes mit der Stahlfeder auf die beauchte Fläche, d. h. Berge, Wasser und Bäume; da der Himmel heller ist als die Erde, so wird er fortgewischt und dann möglichst leicht überblakt; mit einem Stückchen Watte hebt man die hellen Wolkenpartien heraus. Um Halbtöne zu erzielen, beachtet man ganz helle Töne recht zart, indem man schnell die betreffenden Stellen einmal über das Licht führt; diese Halbtöne dienen als Übergang für die ganz weißen Stellen und vermitteln Licht und Schatten. Helle Lichter bei Bäumen, Wasser oder Bergen zeichnet man am besten mit einem abgebrannten Streichhölzchen heraus, ebenso die gröber wirkenden Vordergrundpartien; es lassen sich mittel solcher Hölzchen sehr hübsch die breiten Lichter herausmodellieren; ferner wirkende Partien zeichnet man mit der Feder, weil diese nur ganz feine Striche in die Fläche schraffiert. Ist eine Fläche heller geworden als wünschenswert, so führt man rasch die betreffende Stelle über das Licht und hebt dann noch einmal heraus, was zu dunkel geworden. Nachdem das Ganze fertig, wird es mit französischem Firnis übergoßen; dies muß möglichst schnell geschehen, damit der Firnis nicht trocknet, bevor das Bild ganz übergoßen, denn es entstehen sonst Ränder. Ein kleines Medaillonbildchen für



einen Porzellanuntertisch (vergl. Abb.) stellt badende Vögel dar. Das Bildchen sieht auch farbig sehr gut aus. Nachdem es beauchet, gezeichnet und gefirnist ist, geht man mit Ol-Aquarell oder Lackfarbe ganz zart über die einzelnen Stellen herüber. Die Blumen werden zartrosa, der Hintergrund mit einem grünen Ton, die Vögel hellbräunlichgelb, das Wasser blaugrün getönt und dann noch einmal gefirnist. Landschaften eignen sich weniger zum Bemalen als Blumen und Vögel, es sei denn, daß man Mondscheine, Landschaften etwas mit einem blauen Ton überzieht und den Mond und die hellen Wolken ganz mattgelb tönt. Das ist eben Geschmackssache. Doch ist zu betonen, daß, bevor man anfängt zu malen, das Bild auch in Schwarz einen vollständig fertigen Eindruck machen muß; man verlasse sich also nicht auf die Farbe, denn sie ist Nebensache und hier das selbe, was eine farbige Retouche bei Photographie ist. Allerliebste kleine Lichtbilder, Lampenschirmständler oder dergleichen kann man auch durch Raugarbeit auf Glas (gewöhnliches Fensterglas) erzielen. Hierbei erleichtert es ungemein die Arbeit, daß man während des Berauchens die Fläche, weil sie durchsichtig ist, kontrollieren kann und daher helle und dunkle Töne leichter abwägen vermag als auf Porzellan. Da Glas leicht springt, so muß man es während des Berauchens so kurze Zeit wie möglich über dem Lichte halten und es dabei fleißig hin- und herbewegen. Man kann auf der Rückseite durch Auftragen eines beliebigen Farbtönen (blau, grün oder rot) das Bild noch etwas lebendiger machen. Hierzu eignen sich am besten wegen ihrer Transparenz und Farbglut Jakobien's Lackfarben.

Man verzichte von vornherein darauf, eine ganz genaue Kopie des Vorbildes geben zu wollen. Dem stellen sich die vielen kleinen Zufälligkeiten entgegen, welche beim Berauchen unvermeidlich sind und nur dem sehr Geübten minder Schwierigkeiten bereiten — wenn nur das Ganze immer den Eindruck eines malerischen, wie in schwarzer Tusche ausgeführten skizzenhaften Bildes macht, so haben die freundlichen Leserinnen schon viel erreicht. Lassen Sie sich, meine Damen, also nicht abschrecken durch kleine Mißerfolge; gilt es doch, sich hierbei zugleich zu üben in der schönsten aller weiblichen Tugenden: in — der Geduld!

Anna v. Papart.

Nachdruck verboten.

### Über Erkältung und deren Verhütung.

Von Dr. P. R. Koch.

Da durch den Stoffwechsel im Körper beständig Wärme erzeugt wird, doch mehr oder weniger, je nach Menge, Verdaulichkeit und Temperaturgrad der genossenen Speisen und Getränke, andererseits aber der Körper beständig Wärme durch die Haut mittelst Strahlung, Leitung und Verdunstung verliert, ebenfalls mehr oder weniger je nach Temperatur und Feuchtigkeitsgehalt der Luft, wie ist es da, fragen wir wohl, möglich, daß wir uns bei alledem die für unsere Gesundheit hochwichtige Wärmeleichheit in unserem Innern erhalten können?

Naïve Kindlichkeit wird auf diese Frage vielleicht antworten, daß der liebe Gott in seiner Weisheit und Güte das eben alles so schön eingerichtet habe. Da nun aber doch zuweilen, und oft ohne unser Verschulden, jenes Gleichbleiben der Eigenwärme zu unserem Schaden sich verschiebt und wir uns dadurch zu sehr erhitzen oder erkälten, so muß sich die Sache doch ein wenig anders verhalten, als frommer Glaube wähnt.

Der Organismus unseres Leibes ist zwar sehr fein und schön, aber Vollkommenheit besitzt er nicht und ist darum manchen Gefahren seiner Beschädigung unterworfen. Aber es gab uns zum Ersatz der gültigen Schöpfer neben dem Streben, das Getriebe dieses feinen Räderwerkes zu erkennen, auch die Vernunft, jenen Gefahren zu entgehen und eingetretene Schäden zu verbessern.

Der Gefahr von Erkältung gegenüber besitzt unser Körper Einrichtungen, welche die Ausgabe von Wärme so nach Bedarf regeln, daß als Resultat jene wunderbare Gleichheit der Eigenwärme meistens erhalten wird. Diese Regulierung wird hauptsächlich vom Nervensystem besorgt und durch Empfindungen geleitet. Sie geschieht entweder ohne unser Wissen und Willen, oder willkürlich, und in letzterem Falle instinktmäßig oder mit Überlegung. Ein paar Beispiele sollen das erläutern.

Bei großer Hitze schlägt unser Herz schneller, geht der Atem rascher, läuft mehr Blut durch die Adern der Haut und perlt endlich in reichlichen Tropfen der Schweiß. Hierdurch kühlt sich (alles unter Einfluß der Nerven) der Körper ohne unser Zutun bis zum gehörigen Grade wieder ab.

Oder: wir frieren. Gleich schlagen wir ein schnelleres Tempo im Gange ein und langen zu Hause tüchtig beim Mahle zu. In diesem Falle sagte uns der Instinkt (mittelst der Empfindungen des Frierens und Hungerns), daß Bewegung und reichliche Nahrung die Wärmebildung in unserem Innern erhöhe.

Durch vernünftige Überlegung endlich vermögen wir viel zur Regulierung des Wärmehaushalts zu thun. Von unserem Temperaturne geleitet, erhöhen oder erniedern wir die Eigenwärme durch die Wahl unserer Kleidung, durch den Grad der Heizung, durch warme Bäder oder kühle Waschungen und anderes mehr.

Aber so vielseitig und schön auch diese Reguliereinrichtungen sind, vollkommen und allmächtig sind sie nicht. Einmal haben sie ihre natürlichen Grenzen, deren Überschreiten hier Erfrieren, dort Überhitzung (Tod durch Hitzschlag) bringt, und innerhalb dieser natürlichen Grenzen wieder giebt es Fälle, wo sie versagen, und namentlich durch zu große oder zu schnelle Abkühlung den Zustand von Erkrankung herbeiführen, den wir mit Erkältung bezeichnen.

Eine neue Richtung der medizinischen Wissenschaft möchte bei ihrer einseitigen Bakterienjagd und Pilzsucht die Erkältung als Krankheitsursache gar nicht mehr gelten lassen. Alle Krankheiten sollen nach ihr eben nur von diesen Pilzen herrühren. Jeder einigermaßen erfahrene Arzt muß dem aber widersprechen. Ganz unzweifelhaft rühren eine Reihe von Erkrankungen von zu plötzlicher Abkühlung des Körpers her, und die Erkältung wird ihren Platz als häufige Gelegenheitsursache immer behaupten. Eine Erkältung tritt aber jedesmal dann ein, wenn bei plötzlicher Erniedrigung der Temperatur um uns herum die Haut nicht Zeit hat, sich in ihrem Blutgehalt den neuen Verhältnissen anzupassen. Am gefährlichsten wirkt ein solcher Wechsel bei erhitzter und schwitzender Haut, während von den äußeren Einwirkungen am schädlichsten die Zugluft und das kalte Wasser ist, jene, weil sie immer neue kühle Luftschichten an der Haut vorbeiführt, dieses, weil es als guter Wärmeleiter der Haut und somit dem Körper sehr viel Wärme schnell entzieht. Demgemäß erkälten wir uns leicht, wenn wir in erhitztem Zustande uns kalt waschen oder gar kalt baden, wenn wir transpirierend vom Turne oder Tanz uns ans Fenster begeben u. s. w. Doch auch bei langsamerer aber andauernder Abkühlung können wir uns erkälten, und infolge davon uns allerhand Katarrhe, rheumatische und andere Entzündungen durch Schlafen in feuchten Betten, Aufenthalt in neuen, nicht ausgetrockneten Zimmern u. s. w. zuziehen.

Die Neigung zum Erkälten ist bekanntlich individuell sehr verschieden. Jene Dame fühlt schon empfindlichen Zug, wenn drei Stuben von ihr ein Fenster aufsteht, während ein Droßchenkutscher in Wind und Wetter wohlgenut auf seinem Boche ausharrt; auf jeder Eisenbahnfahrt kann man die Beobachtung machen, wie verschieden die Ansichten der Mitreisenden über die Zweckmäßigkeit des Lüftens sind. Ein Teil der Menschen sind Sklaven von jedem Hauche der Luft, ein anderer hat sich in beneidenswertem Grade von Temperatureinflüssen emancipiert. In der That ist ein solcher Besitz beneidenswert.

Wir können uns zwar bei der Wahl unseres Anzuges oft nach der Witterung richten und uns durch Vorsicht häufig vor Erkältung hüten, aber weit besser, bequemer und vor allem sicherer ist es, wenn die Wärmeregulierung von selbst geschieht und der Körper uns ohne unser Zutun vor Erkältung schützt.

Dieses sehr wünschenswerte Ziel ist glücklicherweise erreichbar, und die Zauberformel dafür heißt: Gewöhnung und Abhärtung.

Unsere Haut ist, wie wir wissen, sehr reich an Blutgefäßen. Dieselben können sich, und zwar unter dem Einfluß von Nerven und Muskeln erweitern und verengen. Sind sie verengt und dadurch blutarm, so giebt die Haut weniger Wärme nach außen ab und umgekehrt. Verengern sie sich bei plötzlicher Kälte (Zugluft oder kaltes Wasser) schnell und kräftig, so wird ein gefährlicher Wärmeverlust, zu starke Abkühlung des Körpers und demgemäß Erkältung vermieden.

Nun lassen sich aber unsere Nerven und Muskeln erziehen. Durch häufigen Gebrauch (Gewöhnung) und ebenso durch methodische Übung (Abhärtung) werden Nerven und Gefäßmuskeln der Haut geschickt, die Blutfülle der letzteren dem augenblicklichen Bedürfnisse immer schnell anzupassen und uns so vor Erkältung zu schützen.

Wohl dem, den seine Eltern von klein auf an Wind, Wetter und Wasser so gewöhnten, daß er, auch ohne Veränderung in der Kleidung, selbst bedeutende Temperatursprünge gut verträgt. Es ist das eine Mitgift, die köstlicher ist als mancher andere Besitz.

Aber wenn er nicht beschert wurde, der vermag auch im späteren Alter noch sich durch methodische Übung die nötige Abhärtung zu verschaffen. Verweichlichung wird aber am besten dadurch vermieden und Abhärtung am besten dadurch erzielt, daß wir uns nicht wärmer als nötig ist kleiden, nicht jedem kühlen Lüftchen aus dem Wege gehen, hauptsächlich aber durch den fleißigen Gebrauch des kalten Wassers in Form von Waschungen, Übergießungen und Bädern, über deren Anwendung wir im nächsten Artikel ausführlicher sprechen wollen.

### Eine Opernprobe in Versailles.

(Zu dem Gemälde von Louis Jimenez auf Seite 93.)

Der große Tonsezer Christoph Willibald Ritter von Gluck stand in seinem 60. Lebensjahre auf der Höhe seines Ruhmes: als Wiedererwecker der Herrlichkeit klassischen Heidentums und der mit ihm verbundenen Kultur des Schönen, Erhabenen und Reineren, als Reformator der dramatischen Musik, als Schöpfer der wunderbar schönen Opern Orpheus, Alceste, Paris und Helena! Da vollendete er im Jahre 1775 sein herrlichstes Werk: Iphigenie in Aulis! Die Erwartung auf die erste Vorführung der Oper erregte die ganze musikalische Welt. Glucks Auge war auf Paris gerichtet, wo über eine italienische Partei mit Piccini als ihrem Führer, wie auch über die speziell französische Schule, die an den Traditionen Lullys und Rameaus hing, im Interesse wahrer erhabener Kunst ein hoher Sieg zu erringen war. So beglückte ihn eine Einladung der für seine Musik begeisterten Dauphine Marie Antoinette, an der großen Oper seine „Iphigenie“ zur Auf- führung zu bringen, aufs höchste, und, begleitet von seiner begabten alten Lebensgefährtin Mariane Pergin, reiste er nach Frankreich ab.

So schmeichelhaft der Empfang des großen Meisters bei Hofe war, so wenig war er es bei den Mitgliedern der Großen Oper, besonders den verwöhnten Damen derselben, die, verletzt durch den ungestümen, ja leidenschaftlichen Eifer, mit dem sie zu höchster Pflichterfüllung angehalten wurden, gleich in einer der ersten Proben dem gebieterischen Meister den Gehorjam aufkündigten. Da fuhr derselbe flammenden Blickes empor: „Mesdemoiselles, man hat mich hierher berufen, die Iphigenie aufzuführen, nicht mit dem unbotmäßigen Trotz übermütiger Opernprinzessinnen einen Kampf zu bestehen. Wollen Sie nun singen, so ist es gut! Wollen Sie nicht, so steht das bei Ihnen. Ich belege mich dann von hier direkt zu Ihrer Majestät der Königin und melde, daß ich die Oper nicht geben kann, setze mich in meinen Wagen und fahre morgen nach Wien zurück. Wählen Sie nun!“

Die erschrockenen Damen wählten den Gehorjam, sangen ihren Part so gut sie konnten, erwärmten sich, ebenso wie die Herren, im Fortgange der Proben mehr und mehr für die neue herrliche deutsche Musik, und als am 19. April (1774) die trefflich einstudierte Oper über die Bühne ging, rief sie durch ihre hohe Tragik auf den größten Teil des Publikums einen unauslöschlichen Eindruck hervor. Ja, so erregt waren die Hörer und so von Dank erfüllt für die hohe Gönnerin des deutschen Meisters, die ihnen diesen Genuß vermittelt hatte, daß, bei dem Zwiegespräch zwischen Achill und dem Chor „Chantons, célébrons notre Reine!“ das ganze Publikum sich erhob und grüßend sich gegen die Loge verneigte, in welcher die junge Dauphine, strahlend im Glanz ihrer Schönheit und seelischen Erregung, dasaß und voll lieblicher Anmut nach allen Seiten hin dankte!

Der edle Meister weidete sein treues Auge an dem Triumph seiner königlichen Schülerin — fast mehr noch als an dem eigenen; ach! er ahnte nicht, daß seine Musik bald von dem dumpfen Grollen der heranziehenden Revolution übertönt, daß alle diese huldigen Mienen der Franzosen in Teufelsdröckchen verwandelt werden sollten und das schöne, so anmutig nickende Haupt der jungen königlichen Frau — auf dem Blutgerüste fallen werde! — Welch ein Segen — unsere menschliche Blindheit!

### Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „März“.

Fig. 1. Morgenanzug (Matinee). Der aus blaßblauen surah hergestellte Rock ist 85 Cent. lang, 194 Cent. weit und am unteren Rande mit einem 8 Cent. breiten, in Vollsätzen geordneten Volant begrenzt, dem am unteren Rande zwei je 13 Cent. breite Spitzen gegeneinander sind. Die unten 45, oben 30 Cent. breite Vorderbahn des Rockes ist mit einem à plissé gefalteten Volant überdeckt, den unterhalb des Saumes eine 18 Cent. breite Spitze begrenzt; gleiche Spitze garniert den Rock vorn in der Weise der Abbildung; außerdem liegt den Seitenbahnen derselben je ein gefalteter Teil auf. Zwei je 168 Cent. weite Volants, von denen der untere 50, der obere 40 Cent. breit ist und welche mit 13 Cent. breiter Spitze begrenzt sind, bedecken übereinander fallend die hintere Rockbahn; letztere ist am oberen Rande für einen Zug durchnäht. Die Jacke aus Kashmir ist mit surah als Futter versehen, an den Vorderseiten, den in der Weise der Abbildung gefalteten Ärmeln und den hinteren Schossteilen mit Revers von satin merveilles ausgestattet, mit einem Stehragen verbunden und am unteren Saum, sowie am Armeletende mit 13 Cent. breiter Spitze garniert. Gleiche Spitze überdeckt lagartig die mit Knöpfen und Knopflöchern zum Schließen versehenen Vordertheile. Noletten von 1/2 Cent. breitem Atlasband, sowie Schleifen von 6 Cent. breitem gleichen Band vervollständigen den Anzug.

Fig. 2. Promenadenoutlet aus faille française. Der 220 Cent. weite Rock aus Satin wird mit einem vorn, an der rechten Seite und hinten 50, an der linken Seite 90 Cent. hohen, in breite Plüschesätzen geordneten Volant von faille française überdeckt, mit vorn, an der rechten Seite und hinten langen, an der linken Seite sich vertürzenden Garnituren von gleichem Stoff ausgestattet und außerdem mit 8 Cent. breiten, je zu beiden Seiten mit Bassmenterieborde begrenzten Sammetstreifen, welche in der Weise der Abbildung angebracht sind, garniert. Die kurze Schwebentaille aus faille française ist vorn gefaltet, mit einem breiten, seitwärts geschlossenen Stehragen und Armeletrevers von Sammet versehen, mit gleichen mit Bassmenterieborde begrenzten Sammetstreifen verziert und vorn unterhalb der Faltenlagen mit Hut und Dien zum Schließen versehen. Hut aus Sammet mit Schleifen von seidenem Band.

### Von den Schnepfen und Bekassinen.

Nachdruck verboten.

Die Schnepfen — man kennt zwei Hauptarten derselben: die Wald- und die Sumpfschnepfen — sind Zugvögel und geben sowohl die delikatesten, leckersten Braten, als auch eine ganze Reihe der feinsten, wohlgeschmecktesten Gerichte. Über die Zeit der Jagdbarkeit belehren verschiedene Jägerprüche:

Remiscere, nach Schnepfen suchen geh!  
 Ceuti, da kommen sie!  
 Vatare, das ist das Wahre!  
 Judica, sind sie auch noch da! — Dann aber:  
 Balmorum, gehen sie tralarum!  
 Quasimodogeniti, halt, Jäger, halt, jetzt brüten sie!

bezeichnen das Ende der Schnepfenjagd.

Die Waldschnepfe ist größer als die Sumpfschnepfe (Bekassine), alle Schnepfenarten sind an dem laugen, spitzen, geraden Schnabel zu erkennen. Von den Sumpfschnepfen giebt es wiederum drei Abarten, von denen die Heerschnepfe die am häufigsten vorkommende ist und als die schwachste gilt, vorzüglich wenn sie recht fett ist. Letzteres kommt hauptsächlich im Herbst vor, und die Feinschmecker behaupten, eine Herbstschnepfe sei viel wohlgeschmecker, als eine Frühlings- schnepfe. Die Heerschnepfe ist ungefähr so groß wie eine Wachtel, der Hals ist braun und gelb gefleckt, über den Kopf laufen zwei große schwärzliche Streifen, die Flügel sind grau und braun gewellt, der Schnabel 9 Cent. lang und die großen Augen liegen, wie bei allen Schnepfenarten, hoch am Hinterkopfe. Im April legt die Heerschnepfe 4—5 grünliche, braungelbte Eier.

Die Moosschnepfe ist oben schwarzbraun, mit braunroten, gelblichen Flecken auf den Flügeln, die Brust ist weißlich braun gewellt und der Schwanz hat 16 Steuerfedern, unter denen die äußersten fast weiß sind. Die Moosschnepfen sind etwas größer als die Heerschnepfen, auch findet man sie seltener als diese, am häufigsten kommen sie in den sumpfigen Gegenden Holsteins, Dänemarks, Preußens, Livlands vor.

Die stumme oder kleine Schnepfe, die dritte Art der Sumpfschnepfen, ist nicht größer als ein Staar; der Rücken hat vier rostbraune Längsstreifen, der Unterleib ist weißlich, um den Hals geht ein grauer Ring, über den Kopf ein schwarzer Streif. Diese Schnepfe geht noch höher nach Norden hinauf, als die anderen Arten, sie kommt später und geht früher fort.

Die Wald-, auch Berg-, Holz-, Busch- und Heerschnepfe genannt, ist so groß wie ein ausgewachsenes Rebhuhn, die Flügel sind sehr spitz, der Schwanz, der 12—24 Steuerfedern hat, ist ziemlich kurz, die nicht hohen Beine sind fast ganz befiedert. Die Farbe ist abwechselnd schwarz, gelb und rostbraun, grau, über den Kopf gehen vier braune und rostgelbe Quersstreifen, Brust und Unterleib sind gelblich braun gewellt. Die Wald- schnepfe legt gegen Ende April vier gelbe, braun punktierte Eier.

Beim Einkauf von Schnepfen ist zu prüfen, ob sich der Brustknochen eindrücken läßt, ist dies nicht der Fall, so sind es alte Tiere und diese eignen sich nicht zum Braten oder Dämpfen, alte, magere oder arg zerhobene Schnepfen verwenden man zu Suppen, Pürees u. s. w., junge fette Tiere werden zum Braten, zu Pasteten, Salmis und dergl. verbraucht und folgen einige Rezepte zur Verwendung von Schnepfen nach. Bei den nachstehenden Rezepten fehlt die so beliebte Schnepfen- Pastete, da der Bazar das Rezept dazu im April 1886 brachte.

**Schnepfen-Suppe.** Nur alte, recht zerhobene oder magere Schnepfen werden zur Suppe verwendet. Für 4—6 Personen nimmt man 2 Schnepfen; diese werden gut gerupft, ausgenommen, gesengt und mit einem feuchten Luche gut abgewischt, dann trocken nachge- rieben und hierauf in Butter gebraten. Sind die Schnepfen erkaltet, so löst man das Brustfleisch ab und stellt es zur Seite. Das übrige Fleisch mit den Gerippen, einigen Champignons, etwas Petersilie, 1 Chalotte wird ganz fein zerstoßen, dann mit Butter, unter Hinzufügung von Salz, Muskatnuß, 1 Wachholderbeere, geschwitzt, hierauf giebt man 2 Liter kräftige Fleischbrühe hinzu und läßt dies langsam 1 Stunde kochen, fügt nun noch 2—3 gestopene Zwiebelsäcke und 3—4 hartgekochte, gehackte Eigelbe hinzu, läßt die Suppe noch ruhig 1/2—1 Stunde fortkochen, worauf man sie durchsiebt, nach dem Salze schmeckt und über dem in kleine Würfel geschnittenen Brust- fleische anrichtet. Kleine Schnepfenbröckchen, nach Vorchrift, giebt man zu der Suppe. Will man nur kleine Semmel-Croutons zu der Suppe geben, so hackt man das Eingeweide, nach Entfernung von Magen, Schlund und Gurgel, fein und kocht es mit den Gerippen u. s. w. aus, läßt dann aber die Wachholderbeere fort.

**Schnepfenbutter zu Schnepfenbröckchen.** Aus den Eingeweiden der Schnepfen entfernt man Gurgel, Schlund und Magen, hackt das Eingeweide mit etwas gebratenem Schnepfenfleisch und Speck, schwingt die Masse etwas, streicht sie durch ein Haarsieb und verrührt sie sorgfältig in einem Marmormörser mit 125—150 Gr. frischer Butter, einer Prise weißem Pfeffer und etwas Zitronensaft. Von dieser Butter streicht man auf kleine geröstete runde Semmel- Croutons und giebt sie zur Schnepfensuppe. Auch streicht man von dieser Butter auf Weißbrotschnitten und legt dünne, zierliche Scheiben von Schnepfenbrustfleisch darauf; diese sehr wohlgeschmeckenden Schnitte giebt man zum Frühstück oder zum Thee.

**Schnepfen-Croutons.** Aus den Eingeweiden der Schnepfen entfernt man Magen, Schlund und Gurgel, hackt das übrige mit etwas Speck, gebratenem Fett dazu, einem Stückchen Knoblauch, 1 Chalotte, etwas Petersilie und Estragon recht fein, fügt etwas Zitronen- saft, 25 Gr. in Wasser geweichte, fest wieder ausgedrückte Semmelkrumen, 1 Ei, etwas Pfeffer, das nötige Salz und nach Belieben etwas gerie- benen Parmesankäse hinzu, verrührt alles gut, treibt die Masse durch einen Durchschlag, streicht davon auf Weißbrotschnitte und bäckt diese auf der untern Seite in heißem Schmalz goldbraun, wobei man einen Deckel auf die Pfanne legt. Nach Belieben kann man vor dem An- richten etwas Glace darüber träufeln. Diese Croutons werden zum Verzieren der gebratenen Schnepfen, zu Pürees u. s. w. verwendet.

**Salmis von Schnepfen.** 3—4 recht fette gut vorbereitete Schnepfen werden in Speck gewickelt und am Spieß, im Fenn oder im Schnellbrater recht saftig gebraten, dann, nachdem sie erkaltet sind, schneidet man die Köpfe mit den Schnäbeln ab, die Keulen werden abgelöst und die Brust in 3 Teile zerschnitten und in dem Fond warm gestellt. Die Flügel, alles übrige und der Speck werden fein zerstoßen, mit kräftiger Jus und 1/4 Liter Rotwein oder halb Rotwein, halb Madeira, unter Rühren etwas verkocht, worauf man dies durch ein Haarsieb streicht. Von den Eingeweiden bereitet man Schnepfen- Croutons. Beim Anrichten legt man die Schnepfenstücke auf eine runde Schüssel, gießt die Sauce, zu der man auch den Fond giebt, darüber, legt die Croutons rings um das Salmi und steckt die Köpfe mit den Schnäbeln aufrechtstehend rings um oder in die Mitte dazwischen.

(Schluß folgt.)

### Für deutsche Lehrerinnen.

Für das unter dem Namen „Ferienheim“ in Salzbrunn zu errichtende Kurhaus für Erzieherinnen sind bis jetzt ca. 5000 Mark eingegangen und zwar vorwiegend durch die Beteiligung der Lehrerinnenwelt selbst in Bosen und Schlesen. Die Ausfühbarkeit des Unternehmens ist dadurch gesichert. Wie sehr daselbst ein Bedürfnis ist, beweisen die überaus zahlreichen, bereits eingegangenen Gesuche um Aufnahme in das Kurhaus. Die Anstrengungen des Lehrberufs zehren grausam an der Gesundheit, und Hals und Brust sind die ihren bösen Einwirkungen zumeist unterworfenen Organe. Hier rechtzeitig Hilfe zu schaffen ist der leitende Gedanke des Komitees jenes löblichen Unternehmens gewesen. Daß zu diesem Zwecke die Errichtung eines Hauses, in welchem die betreffenden Damen für ein Billiges gesunde Nahrung, Verpflegung und Anschluß finden sollen, geeigneter sei, als die ev. Gewährung einer kleinen Geldunterstützung, darüber dürfte nur eine Stimme sein. Freilich bedarf ein solches Institut zu seiner Erhaltung ungleich größerer Kapitalien, als jene erwähnten 5000 Mark. Aber auch an diesen wird es nicht fehlen; dafür bürgt der milde Sinn edler deutscher Frauen, die wohl wissen, was das deutsche Haus an idealen Gütern jenen armen, im Beruf erkrankten Lehrerinnen schuldet, und so darf man sich der weiteren Sorgen um das „Salzbrunner Ferienheim“ getroßt ent- schlagen. — Beiträge für daselbst, auch die kleinsten, nimmt gern entgegen das Kurhaus Hirschfeld u. Wolff in Bosen.

### Buntes Allerlei.

#### Schach.

##### Aufgabe Nr. 193.

Von Aurelio Abela.

##### Auflösung der

Schach-Aufgabe Nr. 191 Seite 60.

Schwarz.

	a	b	c	d	e	f	g	h	
8									8
7									7
6									6
5									5
4									4
3									3
2									2
1									1
	a	b	c	d	e	f	g	h	

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

1. T e 3 — e 4.  
 Schwarz.  
 1. K d 5 n. e 4.  
 Weiß.  
 2. L d 7 — c 6 matt.  
 A.  
 Weiß.  
 1. . . . .  
 Schwarz.  
 1. S f 2 oder f 5 n. e 4.  
 Weiß.  
 2. S g 4 — e 3 matt.  
 B.  
 Weiß.  
 1. . . . .  
 Schwarz.  
 1. S h 5 n. f 6.  
 Weiß.  
 2. S g 4 n. f 6.  
 C.  
 Weiß.  
 1. . . . .  
 Schwarz.  
 1. Beliebig anders.  
 Weiß.  
 2. T e 4 — d 4 matt.

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 70, Seite 60.  
 Es waren drei Mädchen und vier Knaben. Jede Tochter erhielt 24 und jeder Sohn 18 Rüsse.

### Diagonal-Zahlenrätsel.

10	9	5	7	1	13	1	8	2
5	9	14	15	5	2	3	8	13
5	9	5	3	6	2	1	8	2
16	1	7	7	1	2	3	8	2
14	5	7	12	1	13	1	8	2
17	5	2	11	6	13	1	2	8
7	12	9	5	4	10	1	2	3
16	5	9	6	13	1	2	8	2
7	5	9	11	1	2	1	8	2

Werden diese Zahlen durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, so nennen die wagerechten Reihen: 1. ein Kaiserreich, 2. eine Stadt in Nordrußland, 3. eine spanische Provinz, 4. ein deutsches Bad, 5. eine spanische Provinz, 6. ein Musikinstrument, 7. eine bayerische Stadt, 8. eine Inselgruppe im großen Ocean, 9. eine Insel Europas.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so lautet die erste der sich schneidenden Linien (Diagonalen) von oben nach unten wie die oberste, die zweite von unten nach oben wie die letzte Zeile.

### Füllrätsel.

O		E
D		L
I		E
Y		N
B		S
U		O

Mit Hilfe der folgenden Angaben sind die 24 leeren Felder der Figur so auszufüllen, daß die dritte und die vierte senkrechte Reihe je einen hervorragenden Maler nennen und daß die sechs wagerechten Reihen bekannte Wörter von je sechs Buchstaben ergeben.

Diese Reihen, aber in anderer Folge, bezeichnen: 1. Einen deutschen Dichter. 2. Einen fürstlichen Titel. 3. Eine große Stadt. 4. Eine Jahreszeit. 5. Eine militärische Charge. 6. Ein Wort in dem Titel eines bekannten Gedichts von Schiller.

### Aufgabe.

Man soll in der folgenden Angabe die einzelnen Buchstaben so umstellen, daß in der Mitte statt des J der Buchstabe C steht und in senkrechter und wagerechter Richtung zwei bekannte biblische Namen erscheinen.

	L			
	H			
A	A	J	O	E
	C			
	R			
	B			

### Die nächste Nummer (Nr. 11) erscheint in 14 Tagen.

Da der „Bazar“ vierteljährlich 12 mal erscheint, das Vierteljahr aber 13 Wochen hat, so fällt in jedes Quartal eine Woche, in der keine Nummer ausgegeben wird.

Hierzu koloriertes Stahlstich-Modenbild: „März“.